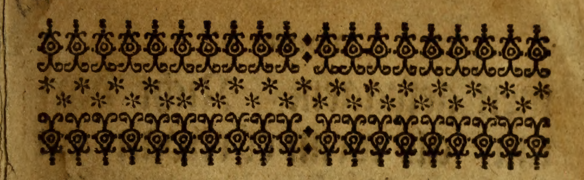






Vorrede
An den geneigten Leser.

Es werden demselben hie etliche wenige Bogen dargereichet / derer Titul ist: Raritäten-Cabinet Ost-West-Indianischer Sachen / aus den besten Reise-Beschreibungen und raresten Büchern zusammen

men

men getragen. Nicht dar-
um / als wenn es etwan an
solchen Büchern mangelte.
Nein gar nicht; denn man
sehe an die vortrefflichen Wer-
cke / welche der nunmehro in
GOTT selige Herr Erasmus
Francisci geschrieben / als den
Ost- und West-Indischen
Staats- und Lust-Garten.
Item den hell-polierten Kunst-
Geschicht und Sitten-Spiegel
ausländischer Völcker etc. Im-
gleichen des nunmehro auch
sel. Hn. Happelii Relationes
Curiosas an / so wird man in
diesen und vieler anderer be-
rühm-

rühmten Männer herrlichen Schrifften / ein Uberfluß von dergleichen aus den berühmsten Reise-Beschreibungen gesammleten Sachen antreffen. Weil aber solche kostbahre Wercke nicht in allen Händen / übel wegen ihres Abgangs zu bekommen / auch über dem nicht jedermans Preiß sind; Als hoffe / ich werde nicht übel gehandelt haben / wenn ich denen / so sich eben solche grosse und theure Volumina nicht anschaffen können / dennoch begierig nach fremden Sachen

 sind/

sind / mit diesen wenigen Bogen an die Hand gehe. Nimm derohalben Günstiger Leser dieses Gesammlete hin / und gebrauche es entweder vor die lange Weile / oder nach der Arbeit zur Ergetzlichkeit / oder zu deinem Nutzen. Angesehen nach Plinii des Jüngern Ausspruch * kein Buch so böse / daß nicht noch etwas darinn solte gefunden werden / so nützlich wäre. Findet sich nun also auch in diesem Raritäten = Cabinet nur etwas das nützlich und deinen

nen

* Lib. 3. Ep. 5. Nullum esse librum tam malum, ut non aliqva parte prodesset.

nen Sinnen ergetzlich ist / so werde mit dem ersten bedacht seyn / dich mit der Continuation desselben und folgenden Tractätgen / als einem

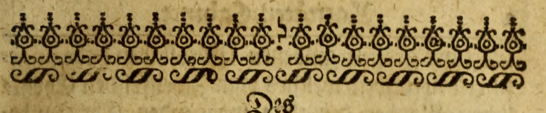
Raritäten-Cabinet Morgenländischer Sachen.
Einem dergleichen Europäischer Sachen.
Einem Curiositäten-Cabinet Ost- und West-Indianischer Sachen.
Einem dergleichen Europäischer Sachen /

aufzuwarten.

Im übrigen lebe wohl Geehrter Leser / corrigire nach deiner Bescheidenheit die Fehler

ler so etwan in diesen wenigen Bogen vorfallen / und sey dem gewogen / der dir nichts als ein beständiges Wohlergehen an Leib und Seel auf ewig wünschet.





Des Raritäten-Cabinets/ Ost-West-Indianischer und ausländischer Sachen/ Erstes Hundert.

Vorstellende
Die raresten Denck- und Merckwürdigkeiten/ so sich in Japan, China, Siam, Malabar, Choromandel, Pegu, Java, Indostan, Brasilien, Mexico, Peru, Guina, Congo, Abyssina und andern Ländern finden/ begeben/ oder zugetragen haben.

I.
Der in den Heydenthum prangende Nahme JESUS.

Neuhoff schreibet in seiner Chinesischen Reise pag. 83. daß es ihm sonderlich erfreuet/als er durch die Stadt Nanhung gereiset/und den Nahmen JESUS oben vielen Thüren und Pfosten da-

selbst mit grossen güldenen Buchstaben habe ange-schrieben funden/ welches ohne Zweiffel den Christlichen Glauben der allda wohnenden Christen bezeugte. Wenn diese Leute so den Nahmen JESU mit dem Hertzen/ als mit dem Munde bekennen/ so sind es wahrlich höchst-selige Leute; Als welche sich ihres JESU nicht schämen/ sondern daß sie zu denselben gehören/ öffentlich vor jedermanns Augen mit dieser Obschrifft bezeugen.

II.

Die gestrafften Thomas-Mörder.

MJt mehr als tausend Europäern ist zu erweisen/ daß diejenigen Braminen oder Heiden/ ja auch so gar die Christen/ so auf der Küste Choromandel wohnen/ und von denen ausgesprossen/ die an den Mord des heiligen Apostels Thomæ (so in dieser Gegend gelehret/ und die Marter-Kron empfangen) schuldig sind/ allesamt ein Bein haben/ das so dicke ist/ als ein Elephanten Schenckel/ das andere Bein aber hat seine gute Proportion. J. Andersen Oriental. Reiß-Bes. lib. 2. cap. 15. Arnold Montani Wondern van't Osten, cap. 27. p. 226. Walther Schultz Ost-Indis. Reis. lib. 2. cap. 16. p. 171.

III.

Der tödtende und gesund machende Baum.

NJcht fern von Malacca stehet eine sonderbah-

bahrer Baum/ dessen Wurtzeln deren sehr viel sind/ und sich weit theils gegen Aufgang der Sonnen / theils gegen Niedergang derselben ausbreiten / diese Art an sich haben / daß die gegen Aufgang ein gewisses Antidotum und Mittel vor das gifftige Fieber und andere Kranckheiten/ die aber gegen Niedergang ein pur lauteres Gifft sind. Causin Polyhist. Simb. lib. 10. c. 4.

IV.
Die Fisch-fangende Vögel.

IN China bedienet man sich der Vögel Louwa zum Fisch-Fangen / dieser ist etwas kleiner als eine Ganß / und seiner Gestalt nach einen Raben nicht ungleich / hat einen langen Hals / und einen Schnabel/ wie ein Adler / dessen Spitze unterwerts gekrümmet. Dieser Fisch-Fang geschiehet folgender Gestalt:

Es haben die Fischer oder Besitzer der Fisch-fangende Vögel kleine Schiff-oder Böhtlein / so von Reiß-Stroh oder Schilff gantz künstlich und dicht zusammen geflochten / und auf beyden Seiten mit dicken Bambos-Rieten befestiget: Worauf sie/wenn sie zu fischen ausfahren/ diese Vögel setzen / und also nach den Flüssen/ Seebusen und andern Wassern zu schiffen pflegen. Wenn sie allda ankommen/setzen sie die Vögel ins Wasser/welche alsobald untertauchen/ und unter den Wasser ja so schnell schwimmen/als die Fischer ihre leichte Schifflein mit Bohtshacken

fortbringen können. So bald nun der Vogel einen Fisch unter den Wasser erschnappet und gefasset/kommt er eilig damit in die Höhe/und schluckt ihn ein: von Stund an fasset ihn sein Meister / nimmt ihn zu sich in das Schiff / bricht ihn den Schnabel mit Gewalt auf / und drucket ihn den Fisch mit einer sonderlichen Behändigkeit zum Hals heraus / denn setzt er ihn wieder ins Wasser/ daß er mehr Fische auf gleiche Manier fange; ist in Wahrheit ein Werck das wunderseltzam und lustig anzusehen. Damit aber diese Vögel die Fische / als welche sie gerne essen / nicht gantz in den Kropff hinein schlucken / wird ihn zuvor ein eiserner Ring über den Kropff um den Hals gethan / daß also die Fische nicht hinein fallen können / sondern vor dem Ringe müssen sitzen bleiben. Bisweilen ergreiffen und fassen sie so grosse Fische / die sie nicht in dem Hals hinein schlucken können / selbige halten sie mit den Schnabel zum Wasser heraus / und machen dabey ein groß Geschrey / zum Zeichen / daß ihr Meister kommen / und ihnen die Beute abnehmen soll. Wanns nun irgend geschicht / daß etliche Vögel nicht / so bald sie hinaus gesetzet werden / untertauchen / oder aber etwas zurücke bleiben / und nicht so eilig / wie die Schiffe lauffen / mit fortschwimmen / schlägt man / um solche Faulheit ihnen abzugewehnen / mit grossen Stecken und Riehten darauf / so hart und ungnädig / daß die Federn häuffig davon stäuben. Wenn diese Vögel nun eine gute Weile

gefi-

gefischet / und vor ihre Meister Fische gnug gefangen / nimmt man ihnen den eisernen Ring vom Halse / und lässet sie auch vor sich selbst fischen; welches sie denn sehr willig und fleissig machet künfftig wieder vor ihre Meister zu fischen.

Es können diese Vögel ihren Besitzern ein Grosses einbringen / daher dieselben von jeden Vogel / dem Käyser jährlich gewisse Schatzung geben müssen. Sie werden auch von den Sinesern sehr hoch gehalten / und sind die jenigen / so was geschwind im Fischen / dermassen theur / daß einer offt 50. Toel Silbers / ist nach unsre Müntze 60. Reichsthaler gilt. Neuhoffs Sinesische Reise-Beschr. p. 147.

V.

Der seltzame Ceylonische Kauff-Handel.

DEr Ceylonische Kauff-Handel bestehet in mancherley kostbahren Wahren / und unter andern in köstlichen Edelgesteinen / welche allda auffgekauffet werden von den Benjanen / Holländern und Engelländern / ꝛc. Mit solchen Kauff geht es wunderlich und eben wie bey einen Glücks-Topff / zu: Die Cingalen (also werden die Einwohner desselben Landes genant) stehen in der Stadt Puint de Galle fast täglich zu Marckt / mit kleinen Säcken voll Edelgesteinen worunter die meisten falsch / schlecht und gemein sind / lassen den Käuffer wenn er ihnen so viel als einen halben Reichsthaler gibt einen

Griff unbesehns in den Sack thun. Mit dieser Kauff-mannschafft / gewinnet mancher gar viel / mancher nichts als ein paar geringschätzige und unwehrte Steinlein und wird darüber zum armen Mann. Jürg. Anderse Oriental, Reise 2. B. am 102. Blat.

VI.

Die grosse Barmhertzigkeit so theils Heydnische Völcker auch an denen Gewürme / Vögel / Viehe und dergleichen erweisen.

CAbanja, Cavebayet, oder Cambayet, eine Stadt in der Ost-Indischen Provintz Gusaratta, hat mehr Aberglaubens / denn einig ander Ort in der Heydenschafft / daselbst ist ein sehr berühmtes Hospital / in welchen allerley lahmes und breßhafftes als auch Nahrung bedorfftiges Geflügel mit sonderbahren Fleiß aus den gemeinen Allmosen erhalten und von gewissen dazu verordneten Pflegern gewartet wird Dieses rühret her aus den Wahn mit welchen schier gantz Indien angesteckt ist / daß die Seelen der gestorbenen Menschen / nicht allein wieder in andere Menschen / sondern auch gar in unvernünfftige Thiere sich versetzen.

Das Hauß dieses Hospitals ist nicht übrig groß / jedoch für solches Flügelwerck noch gnugsamen Raum. Und war daselbst zu sehen eine Menge allerley Vögel-Geschlechter / von Hanen / Hänen / Tauben / Pfauen / Enten / kleiner

Vögel und dergleichen / welche allda ihre Warte haben / bis sie wieder genesen. Alsdenn giebet man den Wilden ihre Freyheit wieder; sinds aber Einheymische; so werden sie einer Gottesfürchtigen Person zum Unterhalt übergeben.

Das wunderlichste von allen so della Valle, als der dieses schreibt / daselbst sahe / waren junge kleine Mäußlein / welche man gefunden ohn die Alten / und aus mitleydendlicher Betrachtung / daß sie Weyselein wären gleichfals in dieses Krancken-Hauß auffgenommen. Derselben pflegte ein alter graubärtiger Mann / der sie in einen Schächtlein / zwischen Baum-Wollen hielt / und mit der Brillen an der Nasen / höchstes Fleisses ihrer wartete / sie aus einer Vogel-Feder mit Milch speisend.

Ausserhalb der Stadt stund ein andres Krancken-Hauß / für krancke und lahme Böcke / Geissen / Hämel / und dergleichen Vieh / welches alles in einen grossen Hofe beysammen war / auch seine bestellte Warter und Warterinnen hatte.

An einen andern davon ziemlich abgelegenen Ort / sahe man noch ein andres Krancken Hauß / vor Kühe und Kälber: deren theils gar alt / andre kranck / andre aber auch gelähmte oder gebrochne Beine hatten / etliche auch gantz mager waren / allesammt aber daselbst unter der Cur lagen. Unter diesen Bestien muste damahls sein Leben zubringen / ein Mahometanischer Lotter-Bub / welchen / weil ihm eines Diebstals wegen / beyde Hände abgehauen waren / und er

nunmehr sein Brod nicht erwerben konnte / diese mitleydentliche Heyden daher gethan hatten/ neben obigen Bestien zu versorgen / damit er nicht verschmachtete.

Ausser der Stadt vor einen andern Thor sahe man einen starcken Trieb von Kühen / Kälbern und Geissen/ mit welchen es sich in etwas wieder gebessert; oder die sich entweder verirret hatten/ oder von den Mahometanern welche solche schlachten wollen / erkaufft und hieher getrieben worden. Die wurden durch einen von der Gemeinen hierzu besoldeten Hirten / bewacht / biß sie / auff dieser Weide völlig möchten genesen/ und hernach einen Einwohner gegeben werden / der sie verwahrte / und wohl hielte. Peter della Valle, Morgen-L. Reis.

Mandelslo vermeldet / daß in vorgedachten Spitälen / allerdings die Würmer verpflegt werden / und die Benjanen durchaus nicht gestaten wollen / daß man die Meer-Katzen beschädigen solle: weil sie dafür halten / die klügsten Seelen der verstorbenen Menschen / haben in den Meer-Katzen ihren Sitz: zumahl weil diese Thiere in vielen Stücken den Menschen gleichen. Weswegen sie ihnen auch kein Leyd thun / obgleich die Meer-Katzen ihnen noch so vielen Schaden zufügten. J. A. Mandelslo / lib. I. cap. 18. pag. 45. der Morgenländ. Reise.

VII.
Der *Peruani*sche tödtende und heilende Felß

IN dem Peruanischen Lande de los Conchucos

cos ist ein schwartzer Felse: mit weissen Steinen so artlich unterloffen / als ob sie die Kunst darin versetzet hätte: Selbige Steine nun / dienen zu allerhand Wund Schäden / und mancherley Kranckheiten; Ja / sind gleichsam an stat einer / mit allerhand Medicamenten wol eingerichteten Apothecken: Alle Wunden / beydes an Menschen und Viehe werden damit geheilet: Jmgleichen die Durchbrüche und Flüssigkeit am Leibe; wie nicht weniger die Beschwerlichkeit des Harnens / darům bringt man sie mit grossen Hauffen heraus und verführt sie in andere Länder.

Damit man aber je die Güte der Wolthätigen Natur mög handgreifflich spühren: so läst sie alsobald an statt der ausgebrochenen frische herfür wachsen / welche Vermehrung und Wiederersetzung sich aber nicht an dem übrigen schwartzen Theil dieses Felsens erweiset. Man stosset sie zu Pulver und nimmt sie in Wein zu sich.

Demselbigen Berg / daran dieser Felß mit solchen Gesund-Steinen hafftet / ist (welches noch höher zu verwundern) eine Erde vergesellschafftet / so ebenfals schwartz / aber das allerstärckste und allerschädlichste Gifft so irgendswo zufinden / darům auch die Thiere / ob sie gleich schnell vorüber lauffen / dennoch davon sterben müssen; Wenn der Jndianer einem Feinde / eine Tück erweisen wil / kan er denselben auch mit etlichen wenigen Stäublein dieses schwartzen Hügels / augenblicks die Seele heraus stöbern. Und weiß

man noch bis auff den heutigen Tag kein andres Mittel wider diesen Gifft ohn vorbesagte Gesund-Steine des andern Felsens. Brulius part. I. Hist. Perua. c. 2. Num. I. D. Dapper im 3ten B. seiner Americ. Beschr. gedencket auch dieses Felsens / er meldet aber / daß wer den schwartzen Felsen anrühre / gewiß des Todes sterben müsse / wenn er nicht die weissen Steinlein so auff diesen schwartzen Felsen sessen / als ein kräfftiges Gegengifft gebrauche.

VIII.

Die Japanische *Bibliothec.*

JN einem Tempel zu Meaco, haben die Bonzier, oder Japanische Pfaffen viele grosse und weitläufftige Säle / darunter ein Hangender so auff vier und zwantzig Pfeilern ruhet deren jeder anderthalb Ellen im Umgriff haben. Dieser dienet den Bonziern für eine Bibliothec oder Bücher-Kammer: in welchem ein solcher Uberfluß an Büchern / daß allerdings die Fenster selbst damit zugestopffet seyn. Lud. Almeidæ Epist. I. lib. 4. Select. en Ind.

IX.

Die närrische Neu-Jahrs-Feyer der Sinesen.

ES war bereits der 3. Tag im Neuen Jahr erschienen / schreibt Walther Schultz / als die Sineser welche auff Batavia frey wohnen dorffen ihr Heydnisches Neu-Jahr / mit so mannigfaltigen Narren-Possen / Abgöttereyen / und lächerli-

lächerlichen Aberglauben feyerten / daß sie alle unmöglich zu beschreiben sind. Diese Sinesen / der rechten Sineser ausgesproßne Nachkommen / stellten sich an diesen ihren Neu-Jahrs-Tag ungemein lustig und frölich an. Ihrer etliche richteten Schau-Bühne vor ihren Häusern auff / und wusten (gleich wie die Comœdianten in unserm Lande thun) ihre alte Geschichte / mit Auffzügen Preißwürdiger Persohnen sehr artlich vorzustellen : sich wunderlich gebärdende / wie die Materie der Comœdie erforderte. Diese Spiele und Narren-Possen / werden auch zu andern frölichen Zeiten / fürnehmlich aber am Neuen-Jahrs-Tag / und meistens bey Nacht und dem anbrechenden Tage vorgestellet.

Andere geringere Leute hielten sich als Narren und Fastnachts-Gesellen / waren mit abscheulichen Larven behangen / schwermeten also die Strassen auff und nieder: Ihrer etliche waren mit gemahlten Ochsen-Fellen umgürtet / bedecket und so erschrecklich ausgeputzet / daß sie eher die Gleichheit eines Teuffels / als eines Menschen oder Buffels zu haben / schienen.

Andere aber / welche was ehrbarer und heiliger zu seyn schienen / verrichteten ihren GOttes-dienst / der so elendig als gottloß war / und zündeten in ihren tuncklen Hütten viel Wachs-Kertzen an / dem Teufel zu Ehren / welchen sie auch mit anderen Opffern nicht anders verehren / als wäre er der Allmächtige GOTT / wovon sie wol wissen daß er der Schöpffer Himmels und der

Erden ist / sie sagen aber / von ihm komme alles gutes / und sey deswegen unnöthig / daß man sich fürchte ; der Teuffel aber welchen die Sineser gemeiniglich Joosje nennen) sey ein gewaltiger und mächtiger Fürst / welcher die Menschen mit tausend Straffen und Plagen heimsuche und auffreiben könne; müsse er derowegen gefürchtet und mit Opffern versöhnet werden.

Andere Sineser waren an diesem Tage sehr fleissig im Spielen und Dobbeln ' als wovon sie jederzeit grosse Liebhaber sind. Walther Schultzen Ost-Ind. Reis. lib. I. cap. 4. p. 16.

X.
Wunderliche Manier der *Cyloni*schen Völcker zu fischen.

ALle Wasser in diesen Landen sind voll guter und wohlschmeckender Fische / wenn nun solche Wasser bey dürren Wetter austrocknen / fänget sie ein jeder wer da wil in grosser Anzahl auff folgende Art. Sie haben einen Korb aus schmahlen Stäben gemacht / nach Art unser Hüner-Körbe / so dicht daß der Fisch nicht durchkriechen kan ; dieser ist unten weit und oben enge wie ein Trichter / mit einem Loch das so weit ist / daß ein Mann seinen Arm hinein stecken kan / an der unter Oeffnung aber ist er etliche Fuß weit. Diese Körbe stossen sie hinunter so daß das unterste im Schlamm zu stecken kommt / auff solche Weise wird der Fisch eingeschlossen / wenn sie nun inne werden daß der Fisch zur Seiten anschläget / so stecken sie die Hand hinein und nehmen

men ihn heraus. Alsdenn ziehen sie den Fisch einen Strick durch die Kinnbacken/ und schleppen sie also in einer Reihe hinter sich her / das eine Ende des Stricks macht der Fischer am Gürtel fest / und an dem andern ist ein Knoten / daß der Fisch nicht abschlupffen kan. Wann dieser Strick voll ist/ entladet sich der Fischer von den Fischen/ und träget sie ans Ufer / und alsdenn fängt er von neuen wieder an zu fischen.

In den Ströhmen fischen sie folgender Art: Wenn das Wetter sehr trocken ist / ziehen sie eine Wiede über den Strohm / welche sie voller Zweige von den Bäumen hängen/ die Fische damit zu scheuchen/ diese solcher Gestalt hangende Wiede/ schleppen sie abwerts mit dem Strohm; Gegen den Strohm aber zwischen den Steinen stellen sie grosse Fisch-Töpffe/ scheuchen oder treiben also die Fische in diesen Töpffen hinein. Rob. Knox. Hist. Erz. von der Insl. Ceylon lib. 1. cap. 7. pag. 57.

XI.
Der offt wieder jung gewordene Indianer.

Als Nonnio de Lugne, Portugisischer Vice-Roy in Ost-Indien war/ da hat man im Jahr 1593. zu ihm gebracht / einen Mann von sonderbahrer Denckwürdigkeit. Denn man hat es mit vielen unverwerfflichen Gründen / Zeugnissen/ und Umständen erwiesen / daß sich sein Alter schon bis in das 340. Jahr erstreckte; dieser Stein-alter Mann könnte sich noch erinnern / daß die Stadt / darinn er wohnete / noch

gantz unbewohnt gewesen/ er war einer von den vornehmsten Leuten in Ost-Indien. Sein beschwerliches Alter hatte er vielmahl mit einer angenehmen Verjüngerung versüsset / und also jedesmahl neue Kräffte bekommen ; Sein weisses Haar hatte sich mit schwartzen verwechselt/ und allemahl waren ihm neue Zähne wieder in dem Mund gekommen.

Dieser alte Indianer war gebohren in dem Königreiche Bengala. Er erzehlete / daß er nach einander 700. Weiber gehabt / wovon viele gestorben/ andere auch (nach Indianischer Weise) wiederum verlassen wären/ es hat derselbe noch viele Jahr hernach gelebet/ also/ daß sich sein Alter bis auf 370. Jahren erstreckte. Lopez in Chronica.

XII.
Die fliegende Katzen.

DIese Art Katzen sind so groß/ als eine mittelmässige Zahme/ haben Rauchwerck und Balge/ als der schönste Zobel/ sie fliegen von einen Baum zum andern/ ihre Flügeln sind denen Fleder-Maus-Flügeln gleich/ und bestehen dieselben aus einer dünnen subtilen Haut/ welche sich von denen fordern bis an die hintern Füsse erstrecket/ und sich weit und breit wie ein Netz ausdehnen lässet. Vogels Ost-Ind. Reißb. part. 2. p. 364.

XIII.
Die Beicht-sitzende Weiber.

AUs Eifersucht geschiehet es / daß die Christen in Syrien

Syrien diese Gewohnheit eingeführet/vermöge welcher die Weiber einander zur Beicht sitzen. Acosta schreibt Lib. 5. Hist. Ind. cap. 25. Daß diese Art da Männer den Männern / und Weiber den Weibern beichten/ schon von langen Zeiten in Peru üblich gewesen/ und daß der König niemand daselbst als der Sonnen beichte. Schatzk. rar. Hist. part. 1. pag. 30.

XIV.

Die Paßions-Blume.

IN America hat man Blumen / so Granadille genannt werden/ an diesen ist wunderbar / daß selbe eigentlich alle Instrumenten der Passion oder des Leidens Christi an sich haben und vorstellen. Hap. Cosmogr. part. 1. Lib. 4. cap. 69. pag. 272.

XV.

Der heilige Fluß.

DEr Fluß Ganges wird nicht allein von den Bengalen, sondern auch von gantz Indien für heilig gehalten/ und glauben sie gar gewiß/ daß wer sich in denselben wäschet / werde von seiner Sünde / sie seyn so groß und grob/ als sie immer wollen/ vollkommen gereiniget/ und als ein neu-gebohrnes Kind abgewaschen / wer sich aber nicht in denselben wäschet/ meynen sie / könne nicht in die andere Welt kommen. Und darum geschehen von vielen Orten so grosse und weitläufftige Wallfahrten nach diesen Fluß/ allein um sich zu waschen/ und Vergebung der Sünden zu erlangen. Vogels Ost-Indis. Reis. pag. 696.

XIV.

Betrug / so die Räuber in der Provintz *Dehle* an den Reisenden verüben.

SJe wissen die Reisenden folgender Gestalt zu betriegen / sie schicken auf die Strasse eine schöne Weibs-Person / welche mit ihren zerstreuten Haaren gantz abgeweinet scheinet / seufftzet / und sich über zugestossenes Unglück sehr beklaget; Gleich wie nun dieselbe an der Seite des Reisenden einher gehet / also geräht er leichtlich mit ihr in ein Gespräch / und verspricht ihr / als einer schönen Person / seine Hülffe / die sie auch gantz gehorsamst den Schein nach annimmt; Allein er hat ihr nicht so bald das Aufsitzen hinten auf seinen Pferde vergönnet / als sie ihm einen Strick um den Hals wirfft / und ihn damit würget / oder zum wenigsten verwirrt macht / bis die versteckte Räuber hervor lauffen / ihr zu helffen / und dasjenige / warum sies angefangen / zu vollbringen. Thevenots Ost-Indis. Reis. c. 22. p. 18.

VII.

Die Richter von Ungefehr.

JOhannes Leo in seinem Buch von Africa schreibt / daß die Einwohner des Berges Semedæ in dem Königreich Marocco keine andere Richter zu Erörterung ihrer Streitigkeiten hätten / als diejenigen / welche von ungefehr vorbey giengen.

VIII.

Wunderliche Mode / so in *Cochinchina* mit den *Medicis* gehalten wird.

In

IN Cochinchina werden die Medici nicht bezahlt/ wenn der Patient nicht wieder gesund wird. Und dannenhero muß ein junger Mensch an diesen Orten/ weil er noch lang zu leben hat/ viel mehr geben/ denn ein Alter. Wie denn deswegen auch ein ordentlicher Tax/ was ein jeder/ er sey jung oder alt/ zu geben schuldig/ daselbst gesetzet ist. Schatzk. rar. Hist. Part. 1. p. 144.

XIX.

Wunder-Kraut / so einen Krancken das Leben oder den Todt anzeiget.

IN dem Reiche Peru gibt es eine Pflantze oder Kraut/ wann einem Krancken ein Zweiglein davon in die Hände gegeben wird/ und er sich hierüber munter und frölich bezeigt/ so bedeutet es ihn die Wiedererlangung seiner Gesundheit/ wenn er aber darüber in Angst und Bangigkeit fällt/ so verkündiget es ihm den gewissen Todt. Dieses ist einesmahls an einem krancken Bedienten des Spanischen Grafen de Nieva, so sich damahlen in Peru aufgehalten/ probiret und wahr befunden worden/ wie P. Joh. Euſ. Nieremb. lib. 14. c. 39. Hiſt. Nat. bezeuget.

XX.

Beschreibung der Adams *Pic*, oder des Adams Berges.

DIeser Berg/ wo Adam und seine Söhne in Stein ausgehauen / oder wie die Einwohner dafür halten / unter diesen Steinen begraben liegen soll / liegt in der Insul Ceylon, und hat ei-

ne solche Höhe / daß man zwey Stunden zu gehen hat / ehe man hinauf kommt / oben sind auf beyden Seiten Ketten angemacht / daß man sich im Hinaufgehen daran halten kan. Die Länge des Adams betreffend / soll solche 18. Ellen / dessen Finger dreyviertel Ellen / die Nägel ein viertel Ellen / und die Füsse anderthalb Ellen lang seyn. Gedachter Adam soll mit seinen neun Söhnen zu oberst auf dem Berg in einer Höle begraben liegen / in welcher täglich über hundert Lampen brennen / so sind auch viele wunderliche Characteres und Figuren / nebenst einer auf den Grabe-Stein ausgehauenen Schrifft / welche aber noch zur Zeit niemand lesen können / daselbst zu sehen. D. Partheys 9. jährige Ost-Indis. Reis. cap. V. p. 79. Die Einwohner dieser Insul sind der festen Meynung / daß Adam daselbst erschaffen / und diese Insul Ceylon ein Theil des Paradieses gewesen sey. Mandelslo Morgenländ. Reis. lib. 2. cap. 12. pag. 103.

XXI.
Etliche Handwercker werden von theils Völckern unehrlich gehalten.

BEy den Abyssinern sind die Eisen-Schmiede so infam, daß sie von den gemeinen Umgang anderer Leute gantz ausgeschlossen leben müssen / so / daß niemand fast mit ihnen umgehen mag. Es ist ihnen nicht einmahl erlaubt in die Kirche unter andere ehrbahre Leute zu gehen. Die Metzger aber sind bey der Canarien-Insuln so verhaßt / daß man die Leib-eigene Leute / wenn sie

das

das Leben verwirckt haben / zu diesem Handwerck zwinget. Schatzk. aus dem Frantzös.

XXII.

Die den Kindern gehorsame Eltern.

WEnn einer von den Eltern oder Einwohnern der Insul Zeilon etwas verkauffen will / so fraget er zuforderst sein jüngstes Kind / (so fern es reden kan) wenn solches Kind den Kauff gut heisset / und seinen Consens dazu gibt / so macht der Vater den Verkauff. So aber dessen Einwilligung nicht zu erhalten / so darff der Vater keineswegs den Kauff schliessen / und solte er auch doppelt Geld davor haben können. Albr. Herport / Ost-Ind. Reise pag. 79. it. Schweitzers 6. jähr. Ost-Ind. Reise p. 48.

XXIII.

Glückselige Leute / so kein Geld kennen.

IN der Insul Madagascar, finden sich zwar viele Silber- und Gold-Minen / mit solchen aber wusten die Einwohner zu **Mandelslo** Zeiten noch nicht umzugehen / ja sie waren so glückselig / daß sie kein Gold kenneten / vielweniger æstimirten / was man derowegen an solchen Orte kauffen wolte / muste man mit Glas / Stein / Corallen / Meßinge Arm-Ringe und Spangen an sich tauschen / vor einen Schnur Corallen / oder zwölff Meßinge Arm-Ringe gaben sie den schönsten Ochsen / oder zehen Schaafe / oder 30. Capaunen / vor eine alte Trompete gaben sie 4. Ochsen / das Vieh ist ihr eintziges Leben und

Reichthum/ womit sie den Tartarn gleich im Lande herum ziehen / und frische Weyde suchen/ **Mandelslo** Schreiben an Olar.

XXIV.

Die lieblich-singende Fische.

PEtrus Martyr, lib. 16. Hist. Nat. c. 57. schreibet/ welcher Gestalt Gil-Gonzalo und dessen Gefährten dem Petro Ario angezeiget/ daß sie ohngefehr hundert Meilen von Panama einer Stadt/ das Meer gantz schwartz-färbig angetroffen / und darinnen Fische gesehen / welche so groß / wie Delphinen, und so anmuhtig/ wie die Menschen gesungen. Happ. Cosmogr. Pars 1. lib. 3. c. 1. pag. 146.

XXV.

Der empfindliche Baum.

AN der Küste Malabar, wird ein Baum gefunden / der Empfindliche genannt / dessen Früchte / wenn sie nur mit den Finger angerühret werden/ solches nicht leiden können/ sondern anfangen zu hüpffen und zu springen/ **Walther Schultz.** Ost-Ind. Reis. lib. 2. cap. 11. p. 171.

XXVI.

Die auf den Bäumen wachsende Austern

UNter andern sehr wohl-schmeckenden Fischen/ so in der Insul Madagascar gefunden werden / hat man auch allda eine gute Austern / welche daselbst auf den Bäumen wachsen. Dieses gehet folgendermassen zu ; Es stehen diese Bäume

me am Ufer des Sees / wenn nun solche zur Zeit der hohen Fluth überschwemmet werden / so setzen sich an dieselben sehr viel junge Austern welche in der Rinde des Baums so hart und feste hernach wachsen / daß man sie mit gantzer Gewalt abschlagen muß. **Mandelslo.**

XXVII.

Der grün-bewachsene See.

Siebentzig Meilen von dem festen Lande bey denen Insuln des grünen Vor-Gebürges Capo verde in Africa, entdecket man ein Stück vom Oceano, oder dem allgemeinen grossen Welt-Meer / von dem zwantzigsten bis auff den vier und dreißigsten Grad / welches über und über mit einer besonder Art Gesträuche dergestalt dick überzogen / daß man kein Wasser sehen kan / und man anders nicht meynen solte / man fahre auff einer grünen Auen / dahero dieser Tractus gemeiniglich / die Graß-See genennet wird / woher dieses Gewächs seinen Ursprung habe / in Betrachtung / solches von erstgedachten Insuln / und dem festen Lande weit entfernet / mag niemand wissen. Etliche zwar wollen behaupten / ob komme es von dem Grunde des Meers / aber man kan dieser Orten / auff etliche hundert Klaffter tieff keinen Grund finden. Dieses Gewächse vergleichet einiger massen sich mit dem Petersill / ist aber etwas gelblicher / und träget Beeren den Creutzbeeren nicht ungleich / nur daß sie inwendig hohl sind / von fernen siehet man diesen Ort wie eine niedrige Insul an. Americæ XVIII. Theil.

XXVIII.

Die schwimmende Dörffer.

Die künstlichen Sineser / bauen gantze schwimmende Dörffer / womit sie hin und wieder auff den Wassern / doch nur auff Ströhmen fahren. Zum Fundament solcher Dörffer nehmen sie überaus starckes Rohr / Bambus genandt / welches von Natur den Sincken widerstehet / solches belegen sie mit schweren Balcken / und werden dieselbe so wol als das Rohr / mit starcken Qverhöltzer und Stricken aneinander befestiget; Alsdenn bauet man auff dieses Fundament so viel Wohnungen als der Platz leyden wil / von Brettern und leichter Materie / dieselben werden oben mit einen Dach von Matten beleget. In diesen Schiffen können sich die Sineser alsdenn mit Weib und Kindern aushelffen / und ernehren / eben als wohnten sie auf den festen Lande. Es sind etliche von diesen schiffenden Dörffern so groß / daß sich über zweyhundert Familien / oder Hauß-Gesinde darin befinden. Solche schiffende Bauren treiben fürnehmlich Kauff-Handel / mit allerhand Sinesischen Wahren / und fahren demnach mit ihren Dörffern / auff den Ströhmen und Flüssen / von einem Ort zum andern. Selbige aber fort zubringen / gebrauchet man keine Seegel von Matten / dergleichen sonst mehrentheils auff allen Sinesischen Schiffen seyn / sondern lässet sie entweder mit den Strohm hinab treiben / oder scheubet sie mit Bäumen und ziehet sie mit Stricken / gegen

den

den Strohm hinauff. Wenn sie an einen Ort gelangen / wo sie was zu verkauffen gedencken / so stecken sie starcke Bäume in den Grund / und hangen ihr Dorff daran / als an einem Ancker feste. Neuhofs / Sinesische Reis. pag. 140.

XXIX.

Die Abergläubigen Einwohner der Insul Ceylon.

DJese Völcker sind sehr abergläubig mit Anmerckung allerhand geringer Dinge und Zufälle / die sie aus Zeichen des ihnen bevorstehenden Glücks- und Unglücks-Fällen / das Niesen / meynen sie / bedeute etwas böses / so gar / wenn es einen begegnet / daß er nieset / indem er etwas vornehmen wil / er solches anstehen lässet / und hält davor / es würde ihm übel gelingen / wenn er fortführe. So darff auch niemand in Gegenwart des Königs / niesen / husten / oder ausspeyen / weil solche Dinge etwas übels bedeuten sollen. Es ist in diesen Lande ein Thierlein / so einer Heydexe sehr gleich kommt / welches man gleichsam vor einen Wahrsager hält. Denn in was vor ein Werck oder Geschäfft sie auch begriffen sind / so sie selbiges schreyen hören / halten sie eine zeitlang damit ein / und es deute ihn selbiges an / daß üm solche Zeit ein böser Planet regiere. Jmgleichen geben sie genaue Achtung / wenn sie des Morgens ausgehen / wer ihnen am ersten vor Gesicht kommet / und wenn sie da einen weissen Mann / oder dicke Frau erblichen / halten sie es vor ein glückliches Zeichen / hin-

gegen aber sehr unglücklich / wenn ihnen alte / oder heßliche Leute begegnen. Rob. Knox Hist. Erz. der Insul Zeilon, lib. 3. c. 1. p. 134.

XXX.

Die kostbahre Schatz-Kammer.

DEs grossen Mogols reichstes Schatz-Hauß hat einen Thurm mit güldenen Blech beleget / in denselben sollen acht Gewölber seyn / zwey von selben sind mit den schönsten Gold / vier mit Silber / und die übrigen mit Diamanten / Rubinen / Saphiren / Smaragden und Perlen von ungemeiner Grösse angefüllet. P. du Vall. p. 1. Geograph. p. 387.

XXXI.

Der Wasser-schwitzende Baum.

UNter den Canarien-Insuln soll auch eine seyn / welche von den Spaniern Ferrea, sonst aber auch wol Teneriffe genennet wird / in derselben Insul sollen weder Brunnen noch Wasser-Flüsse seyn / ein Baum aber daselbst / ziemlicher Grösse / soll Blätter haben / als ein Nuß-Baum / doch etwas grösser / und mit einer Mauer umgeben seyn / aus dessen Blätter / schwitze und trieffe eine solche Menge Wassers / daß man durch gemachte Graben hiemit die gantze Insul Wasser komme. Hier. Benzo, de Insul Canar. c. 2. cum not. It. Petr. Martyr. Hist. Ocean. Decad. 1. P. 1. circa finem. Scherdigers Beschr. der Canarischen Insuln c. 2. pag. 524.

XXXII.

Die lächerliche Floh-Schlacht.

In

IN den Americanischen sind etliche Insuln voller Flöhe/ als nun einsten eine Spanische Armee durch solchen Wald marchirte / so ward sie von den Flöhen angefallen / sie wehrten sich anfangs zwar tapffer / und caputirten ihrer viel Tausend mahl Tausend ; Allein darüber ward der Wald gantz rege gemacht / also / daß die Spanier endlich gezwungen worden reißaus zu nehmen. Francisci Lust und Staats-Garten p. 929.

XXXIII.

Der Eisen verzehrende Wind.

DJe Insul Tercera , eine von den Acorischen/ welche man auch wol die Saltz- oder Falcken-Insul nennet / ist vielen Stürmen unterworffen/ und deswegen über die massen feucht. Die Winde aber sind so starck und durchdringend daselbst / daß sie das Eisen und die Steine an den Häusern gantz und gar auffressen / und zu Staub machen. Unter andern bezeuget Linschot : Er habe das eiserne Gitter an den Königlichen Zoll-Hause auf Tercera gesehen / welches zwar Armes dick / und das Stein-Werck von ausgehauenen Felsen gewesen / dennoch sey solch Gegitter an etlichen Orten so dünne wie Stroh gewesen / weswegen man gemeiniglich die Giebeln der Häuser von solchen Steinen auffrichte/ die von den Inwohnern / an dem Ufer aus den Meer gezogen werden / wider welche der Wind / solche Krafft nicht haben kan / sie zu verzehren. Linschot. Part. 3. cap. 6. Indiæ Orient.

XXXIV.

Die Sinesische Gauckler oder Augen-Verblender.

Milton, als ein Augen-Zeuge / meldet nachfolgendes von den Sinesischen Gaucklern / und zwar / daß es in Gegenwart seiner und viel tausend anderer Leute / die mit zu gesehen / geschehen sey.

Einer spricht er / von den Gaucklern nahm ein auffgewickeltes Klauen und einem Strick / davon er das eine Ende in die Hand nahm / und das Klauen mit einer solchen Gewalt in die Lufft hinein warff / daß es niemand mit seinen Gesicht erreichen kunte / hieselbst kletterte dieser Mensch mit solcher Geschwindigkeit / an demselben Strick in die Lufft / daß man ihn endlich nicht mehr sehen kunte.

Ich stund damahlen in grosser Verwunderung / nicht wissend / was daraus werden solte / bis ich inzwischen und alle Zuschauer neben mir sahen / daß ein Bein aus der Lufft herunter fiel / einer von diesen Gaucklern raffte es augenblicklich auff / und warff es in den Korb / einen Augenblick hernach fiel eine Hand herunter / und gleich darauff abermahl ein Bein / kurtz zu melden / alle Glieder des Leibes kamen solcher Gestalt aus der Lufft herunter gefallen / und wurden zusammen in den Korb geworffen / das allerletzte Stück das wir herunter kommen sahen / war der Kopff / welcher / so bald er nur die Erde berührte / von dem der die Glieder auffgesammlet hatte / in den

Korb

Korb geworffen ward / hierauff sahen wir vor unsern Augen / wie alle Glieder wieder zusammen krochen / und sich vereinigten / daß alsobald ein vollkommener Mensch daraus ward / der gleich wieder stehen und gehen konte / wie vorher / ohn eintzigen Schaden an ihm zu mercken. Ich habe mich niemalen über etwas so sehr verwundert / als da ich dieses Werck sahe / und zweiffle fast / ob dieses Werck ohne eines andern Hülffe hat zugehen können. Milton in seiner Reiß-Beschr. Part. 4. c. 18. p. 198.

Neuhoff / hat deren etliche gesehen / welche Mäuse und Ratzen an kleine Kettlein fest gemacht / oder in einem kleinen Stall verwahrt gehabt / die so artig nach einem Spiel wissen zu tantzen / daß man sich zum höchsten darob verwundern wuste. Er hat auch allda gesehen / daß ein Gauckler einen Köcher oder Scheide an seinen Gürtel fest gemacht / und ein langes Bambus Rieht darin gesteckt / worauff sein Mitgesell mit einen Fuß also zu stehen und sich fest zu halten gewust / als ob er auff ebener Erde gestanden / da doch das Rieht oben / bey weiten keinen halben Fuß breit gewesen.

Noch hat Neuhoff einen andern Gauckler daselbst gesehen / der das eine Ende eines Fadens dergestalt in seinem Augwinckel zu stecken wuste / daß es ihm mit Schnauben zur Nase heraus kam / darnach fassete er beyde Ende und zog dieselbe so lang hin und her / bis ihm die Thränen über die Wangen lieffen. Auch kroch derselbe in einen Korb / darin sein Leib nur Raum hatte / bald stieß

sein

sein Mittgesell einen blossen Degen so eiffrig und greulich hindurch / daß der so im Korbe saß / schrye als wenn er ermordet würde / dazu floß das Blut häuffig aus dem Korbe / dennoch sprang er so bald man den Korb eröffnete / frisch und unverletzt heraus. Es nam mich groß Wunder / daß ihm nicht einer von allen Stichen getroffen / da doch Stich über Stich durch den Korb und wieder heraus gegangen. **Neuhoffs** / allgemeine Beschr. Sina, p. 163.

XXXV.

Der donnernde Berg.

IN Brasilien in der Gegend Musurepe, liegt ein Berg / Pasira genandt. So bald ein Regen auff denselben fällt / giebt er überaus harte und knallende Donner-Schläge von sich. Olf. Dappers America.

XXXVI.

Der faule Fisch.

IN den Sinesischen Wassern ist ein Fisch welcher Krampff-Fisch genennet wird / dieser ist so faul und träg / daß er niemahls von der Stelle komt / ja er soll die Eigenschafft an sich haben / daß er alle andere Fische die sich zu ihm nahen erstarret unbeweglich macht. Kircheri China Illustrata. p. 102. Francisci Ind. Lust-G. pag. 1422. Molleri Allegor. part. 1. p. 192. 9. 105.

XXXVII.

Der von Würmen geplagte Vogel.

IN Indien ist ein Vogel Tupata, so durch und durch mit Würmern aus- und angefüllt ist /

ist/ so gar/ daß ausser Würme und Haut nichts an ihm zu sehen ist/ gleichwol bedüncket er sich gesund/ ist lustig/ guter Dinge/ und vergnügt / daß sie wegen des dicken Gefieders die Haut nicht durchbohren können/ hüpffet also in seiner grasichten Heymaht eine Weile herum/ und kan seinen Jammer nicht erkennen. Nieremb. L. N. c. 14. Fr. Fernandez Hist avium, nov. Hisp. tract. 2. c. 22. Paulin. Zeitkürtzende Erbaul. Lust. pag. 8.

XXXVIII.

In *China* findet man eine Menge von Schiffen.

IN der Landschafft Fokien, sind die Schiffe in solchen Uberfluß/ daß die Einwohner sich gegen den Sinesischen Käyser/ als er die Japaner mit Krieg überziehen wollen/ erboten/ eine Schiff-Brücke von selbiger Provintz bis an die Insul Japan, wo die See ihr Vorhaben nicht verhindern würde/ zu machen / da doch Japan über 80. Meilen von China liegt. Neuhofs China p. 329. Hessel. in Elbe-Strohm/ p. 81.

Marcus Polus erwehnet/ daß er in den Hafen der Stadt Simgui 5000. grosse Schiffe gezehlet/ Marc. Polus, lib. 2. c. 63.

XXXIX.

Der *Chinesische* funcklende Fluß.

DEr Fluß Chu, in der Sinesischen Landschafft Suchuen, ist in der Nacht wunderbar

bar anzusehen / denn auf seinen Grunde erscheinen viele helle Lichter. Die Einwohner gläuben / daß es lauter Carfunckel seyn / die im Finstern so schön spielen / daher sie diesen Strohm auch den Perlen-Fluß nennen. Dapp. Asia.

XL.

Die wohl-bewahrte Jungferschafft.

Eine seltzame Gewohnheit lieset man in Edvard Lopez Ost-Ind. Reißb. so bey den Einwohnern des Königreichs Pegu gebräuchlich / dadurch sie ihre Töchter von unbefugten Beyschlaffs bewahren / daß sie dieselben / wenn sie heyrahten / ihrem Bräutigam als Jungfer zuführen können. Die Eltern nehen ihnen / so bald sie gebohren werden / ihre Schaame zu / und lassen ihnen nur ein kleines Löchlein offen / dadurch sie ihr Jungferliches Wasser abschlagen mögen / wenn sie denn erwachsen und vereheliget werden / so mag sie der Bräutigam wiederum aufschneiden / so groß und so klein / als er vermeynet / daß sie ihm eben recht sey. Die Wunde wissen sie hernach mit einer besondern Salbe bald wiederum zu heilen.

Man solte vermeynen / daß die allzu grosse und zärtliche Eifersucht des Peguanischen Manns-Volcks zu der gleichen wunderlichen Vornehmen Anlaß gebe / wenn nicht diesem entgegen stünde / daß die Vornehmsten darinnen / so etwan eines Standes oder von Adel gebohren sind / die Fremden

und

und Ausländer/ so sich bey ihnen aufhalten/ ersuchen/ daß er die erste Nacht bey ihrer Braut schlaffen / und ihr die Jungferschafft benehmen / wie sie ihn dann vor seine Willfahrung stattlich beschencken / und es sich vor eine grosse Ehre halten / wann sie ein anderer so grosser Mühe und saurer Arbeit überhebet. Ja wenn einer ins Land kommt Handelschafft darinnen zu treiben / er sey von welcher Nation er wolle/ so biehten ihm die Peguaner viel junge Töchter an/ alsdenn machet er mit deren ihren Eltern oder Freunden / welche ihm anstehen / einen Contract, daß er sie bey sich habe / so lange er im Lande bleibet/ wenn solches geschehen / behält er sie in seinem Hause/ und sie ist bey ihm Tag und Nacht / wartet ihm auf/ und lässet sich als seine Frau von ihm gebrauchen. Allein er muß sich hüten vor allen andern Frauen/daß er sich nicht daran vergreiffe; denn solches würde ihm in Leib-und Lebens-Gefahr bringen; Wenn er sich nun wieder aus dem Lande begeben will/ bezahlt er den Freunden und Eltern den bedungenen Lohn / ziehet in Friede davon / und die Tochter kehret mit aller Tugend wieder in ihres Vaters Haus / und wird so ehr-und redlich gehalten/ wie zuvor. So es sich hernach begiebet / daß hernach eine solche Tochter an einen Mann verheyrahtet wird / und solte sie gleich den Vornehmsten in Pegu bekommen / und es trüge sich zu / daß vorgemeldter Fremdling wiederum in Pegu käme / um sich von neuen daselbst aufzuhalten / und eine Zeitlang zu handthieren / so gehet er hin und begehret / daß man ihm seine vorige

Frau

Frau wolle wieder zustellen / dieselbe wird ihm alsdenn gleich abgefolget / ohne eintzige Einrede ihres Mannes / auch ist es ihr keine Schande: Sie bleibet so lange bey selbigen Fremden / als er sich im Lande aufhält / wenn er alsdenn sich wieder hinweg begibt / so kehret sie zu ihrem rechten Manne zurücke: welcher Gebrauch bey ihnen zu einen unverbrüchlichen Gesetze werden / ex Lopez Talander in Historischen Welt-Sp. p. 156.

XLI.

Die seltzamen grossen Bäume.

IN der Provintz Suchuen, in der kleinen Stadt Kien / stehet bey einen Götzen-Tempel ein Baum Cienien, das ist / der Baum von tausend Jahren genannt / welcher so groß ist / daß unter einen einigen Zweige desselben 200. Schaafe / auch rund herum lauffen / und doch von niemand / wie nahe er auch bey sothanen Zweige sich befindet / können gesehen werden. Neuhoffs China, pag. 355.

In West-Indien sind solche ungeheure grosse Bäume / daß die Einwohner in ihren ausgeholeten Stämmen schöne Wohnungen mit verschiedenen Kammern zuzurichten pflegen / darinn sie grosse Panqveten halten / und sind derselben etliche gefunden worden / welche 80. Schuh / einige aber / welche gar 120. Schuh in die Runde gehalten. Nieremb.

In den Americanischen Gepüschen findet man

man Bäume/ die so dicke sind / daß die Einwohner aus einem eintzigen Stamm (zumahlen sie von keinen Brettern wissen) ein Schiff zu hauen wissen/ in welchen mehr als 150. Mann Platz haben. Auf den gewaltigen Aesten dieser Bäume / pflegen offt andere ziemliche grosse Frucht-tragende Bäume zu wachsen / und zwar von den Körner dieser oder jener Frucht/ so von den Vögeln darauf getragen werden. Happel. Rel. Cur. Tom. I. p.164.

XLII.

Brunn/ so sich in Stein verwandelt.

ZU Guancavelica, einem Dorff in Peru, ist ein Brunn/ daraus heiß Wasser fleußt / welches sich/ wenn es heraus kömmt / in Stein verändert / wenn jemand dieses Wassers trincket / es sey ein Mensch oder Vieh/ muß er sterben/ denn es wird im Bauch zum Stein. Linschot Part. 3. c. 6. E. Francisci Indian. Lust-Garten. p. 1262.

XLIII.

Die fliegende Fische.

IN Ost-Indien auf die Höhe von den Canarischen Insuln / werden viele fliegende Fische gesehen/ so in der Grösse eines Herings/ doch etwas grösser und runder sind/ diese haben Flügel/ wie die Fleder-Mäuse/ damit sie in die hundert bis zweyhundert Schritte fortfliegen können/ nemlich/ so lange/ bis ihnen die Flügel trocken werden / alsdenn fallen sie ins Meer/ auch offtmahls in die Schiffe. Es

sind aber diese fliegende Fische vielen Gefährlichkeiten unterworffen / denn wenn sie in die Lufft fliegen/ werden sie den Habichten / Meven und andern Raub-Vögeln zur Beute / bleiben sie im Meer / so werden sie von grossen Fischen/so ihnen unauffhörlich nachfolgen/ gefressen und verschlungen / fallen sie in ein Schiff/ so dienen sie den Menschen zur Speise. Mandelslo Reise-Bes. p. 173. 379. Neuhoffs China p. 227. Jürgen Andersen, Orientalische Reisen/ p. 181. Vogels Ost-Indis. Reise-Besch. part. 1. pag. 32. Francisci Ost-Ind. Lust-Garten p. 31. Joh. von der Bahr Tag-Buch. Bl. 144. cap. 4. pagina 24. Partheus neunjährige Ost-Indis. Kr. Dienste Ernst. zufallige Gedancken. Hist. 3. pag. 8.

XLIV.

Leute/ so des Nachts wol/ aber nicht bey Tage sehen können.

IN Malacca giebt es eine Art Leute / welche die Holländer Filii de Kackerlac nennen / (Kackerlac ist eine Art Käfer / so in diesen Landen bey Nacht herum schwermet / des Tages aber ruhig ist und schläffet/) diese können des Tages mit offenen Augen wenig oder nichts sehen / des Nachts aber können sie auch in den finstersten Orten Geld zählen/ und ihre Handthierungen treiben / welches sie des Tages nicht vermögen. Derowegen liegen sie des Tages und schlaffen: so bald aber die Sonne unter den Horizont gangen/ daß es zur Demmerung

kommt

komt/ beginnen sie wieder zu sehen / Andersen, Oriental. Reisen/ lib. 2. c. 16. pag. 80.

XLV.

Die schönen Chinesischen Weintrauben.

IN China absonderlich in der Provintz Xansi, wachsen solche Weintrauben / die in gantz Ost-Indien vor die besten gehalten werden. Die Sineser pressen zwar keinen Wein daraus / weil sie den Reiß-Tranck viel höher schätzen / aber die Patres der Gesellschafft JEsu / bedienen sich dieses Reben-Saffts auff ihren Altären / und versehen auch andere Sinesische Provintzen von dannen damit / sonsten findet man auch in der Provintz Peking gute Trauben / welche gleichwohl denen in Xansi weichen müssen/weilen besagter massen die Sineser keinen Wein achten / so dorren sie die Trauben zu Rosinen / und verkauffen selbe durchs gantze Jahr. Martinii Atlant. Sin.

So findet man auch in Indien / so wol inn- als ausserhalb Batavia Wein-Stöcke/ so zweymal/ja andere/die gar dreymal des Jahrs reiffe Trauben bringen/die einen sehr angenehmen Geschmack/ nach Art deren/die am Rhein und in Franckreich zufinden/ haben. Walther Schultz und Vogels Ost-Indische Reisen.

XLVI.

Thörichte Mittel der Sinesen/ein langes Leben zu erlangen.

DIe Heyden sind vor andern Menschen sehr

sorgfältig / ihr Leben lang daurend zu machen / bemühen sich dannenhero allerhand Mittel zu erfinden / dasselbe zu verlängern. Hierzu brauchen sie theils natürliche / theils närrische Sachen.

Unter den natürlichen kan man zehlen die Steinlein / so bey der Stadt Changehung in der Sinesischen Landschafft Xensi gefunden werden / es seynd dieselben bräunlicht / blau und mit weissen Strichen vermenget. Diese Steine werden von den Sinesern und sonderlich von den grossen Herren dieses Landes / sehr hoch æstimiret / weil sie davor halten / daß der von diesen Steinen gebrandte Kalck / kräfftig seyn sol / das Leben lange zu verlängern.

Noch höher halten sie / daß aus dem Berge Fangtai gegrabene Moscowitische Glaß / von diesen brennen sie auch ein Kalck / welcher mit Wein eingenommen ebenfals nach der Sineser Aussage sehr kräfftig seyn sol / das Leben dauerhafft zu machen. Neuhoffs China, p. 340.

Ein närrisch Mittel aber / zu einem langen Leben ist dieses / daß die Sineser durch gantz Sina Kranich-Vögel und auch bißweilen Hirsche in ihren Häusern halten / von welchen sie diesen Aberglauben hegen / daß / so sie diese Thier / welche sehr lange leben / für und für im Hause haben und anschauen / sie durch dero stetiges Anhauchen und Othem ausblasen / auch ein langes Leben erreichen. Neuhoff. p. 153.

XLVII.

XLVII.
Der zitternde Baum.

JN dem Käyserthum Japan, wächst ein hoher Baum / von den Einwohnern Viacuschyqva genandt / welcher Reihen Weise an einen Busche 110. Blumen trägt / von allerhand Coleur gleich wie die Stachelbeer-Blüthe / eines angenehmen lieblichen Geruchs / wenn man diesen Baum nur ein wenig von ferne anrühret / unangesehen derselbe wie eine dicke Espe ist / so beweget er sich / zittert und bebet dermassen / als ob ihm der Wind schüttele. Die Einwohner wissen keine andere Ursachen von diesen Wunder zu geben / als daß es dessen Natur so mit sich bringe. J. Meisters Indianischer Kunst- und Lust-Gärtner. Part. 1. p. 342.

XLVIII.
Der Wind verkauffende Sineser.

WInd und Wetter machen / ist sonst ein Werck GOttes / denn von dem heisset es: Daß ihm Wind und Meer gehorsam ist. Dessen unerachtet / finden sich in Sina Leute / welche / wie bey uns die Zigeuner auff dem Lande herům schwermen / und vagiren / die nicht allein Wind und Wetter machen / sondern gar ům̊s Geld denen Seefahrenden und Kauff-Leuten verkauffen können.

Von solcher Gattung sind im Jahr 1666. dem Gesandten der Niederländischen Ost-Indischen Compagnie / zwey sammt einen heydnischen Pfaffen ans Schiff gekommen. Einer von dieser

künstlichen Gesellschafft / hatte einen Pfriemen durch seine Wangen gesteckt / beyde schüttelten ihre Leiber als wenn sie vom Teuffel besessen wären; Diese sagten dem Schiffer / als welcher ein Sineser war / und dem Volck von des Abgesandten Schiffe / daß sie den folgenden Tag gut Wetter / und Wind / und eine glückliche Reise haben würden; weswegen der Schiffer / als der sie mit gefaltenen Händen ansprach / ihnen etwas Geld / worüm es ihnen nur zu thun ist / geschencket / wie auch einiges vergüldtes und silbernes Papier / üm selbiges seinetwegen den Teuffel zu opffern. Es hat ihnen auch der Herr Abgesandte von Hoorn, einiges Geld / üm ihrer / wie der Beschreiber dieser Gesandschafft meldet / nur loß zu werden.

Auff der Rück-Reise von Delphing nach Hoksien, seynd diesen Leuten von der Ost-Indischen Compagnie nochmahls zween Wettermacher / eine Manns- und eine Weibs-Persohn / so beyde zierlich bekleidet waren / begegnet / denn es schweiffen solcher Gattung viel in Sina herüm / die um einen kleinen Gewinn Glück und Unglück verkündigen / und gut Wind und Wetter zu verschaffen / sich erbiethen. Diese haben sich auch damahls zu den neuen Batavischen Leuten verfügt / mit dem Anerbieten durch ihre Kunst die Reise zu befördern helffen / auch dieselb alsobald ins Werck zurichten / seynd aber auch mit einer kleinen Verehrung abgewiesen worden.

Die rechten Wind-Verkäuffer sitzen aber gemeiniglich am Ufer / und bieten denen Seefahrenden

ihren

ihren Dienst ums Geld an / allda finden sich insgemein ihrer zween zusammen ; Einer sitzt mit einen Buch zwischen zween zusammen gebundenen Rieht/ oder Schilff-Büschen / trägt auff den Haupt eine platte oder flache Haube/und über den Leib einen weiten Rock mit tausendfachen Falten. In der lincken Hand hat er ein Buch / und murmelt einige Worte daraus her. Sein Mitt-Gesell sitzet zwischen zween Fisch-Körben/ hat gleichfalls eine platte Haube auff den Haupt / der oberste Theil aber des Leibes / ist mehrentheils nackt und bloß. Mit der rechten Hand hält er das vorderste Ende von einen Sack / der sich ihm üm der rechten Achsel längst der Schulter herüm lencket / und voll Windes ist / woraus er so viel Wind fahren läst / als ihm einer Geld gegeben hat ; in der lincken Hand führet er einen grossen Hammer von Holtz / womit er etliche mahl auff die Erde schlägt / damit der Geist des Windes welcher ihrer Meynung nach / auff einen grossen Vogel/in Gestalt eines Mannes mit einen breiten Huth/und weiten Rock in der Lufft schwebt/hernieder kommen möge. Dapper, in Beschreib. des Käyserthums Sina, bl. 72. und in der dritten Gesandschafft nach China, pag. 296.

XLIX.

Die lebendig werdende Baum-Blätter.

In der Insul Cimbubon, wächset ein Baum / dessen Blätter / wenn sie auff der Erde fallen / sich von einen Ort zum andern begeben/

auf allen Seiten haben sie gleichsam zwey kleine Füßlein/ wenn man auf sie tritt/ geben sie kein Blut von sich/ rühret man sie aber an/ so weichen und fliehen sie davon/ ein solches Blättlein hat 8. Tage in einem Schüßlein verwahret/ gelebet/ und sich/ so offt mans berühret/ gereget. Scaliger. Exert. III.

L.

Die geschwäntzte Menschen.

IN der Insul Sumatra/ werden auf einem Berge eine gewisse Art Menschen gefunden/ die an den Hintern Schwäntze/ wie die Schweine/ haben/ es werden aber solche Menschen gar wenig gefangen/ weil sie im Lauffen so geschwind und schnell seyn/ wie die Hirsche.

Vor einer nunmehro geraumen Zeit/ wie die Holländer diese Insul noch inne gehabt/ ist ein Mann und Frau von dergleichen Art an einen Baume schlaffend gefunden. Diese sind gefangen/ und in die Stadt Toyawan gebracht worden/ allda man ihnen die Schwäntze abgeschnitten/ und vermeynet/ sie als andere Menschen aufzuziehen/ sie sind aber beyde kurtz nacheinander/ weil sie nicht das geringste von der Holländer Speise zu sich nehmen wollen/ man möchte ihnen auch reichen/ was man wolte/ mehrentheils vor Hunger gestorben. Vogels Ost-Indis. Reise-Bes. pag. 732. Edit. nov.

LI.

LI.
Das von Gold/ Silber/ Perlen und Diamanten funcklende Schloß.

JN neu Hispanien soll ein Heidnischer König ein solches vortrefliches Haus haben/ dessen Balcken nicht allein von den rarsten Holtz mit güldenen Blech überzogen / sondern noch über dem / mit den allerköstlichsten Diamanten reichlich versetzet seyn / die Treppen/ wie auch die Diehlen/ sollen von den feinesten Silber gegossene Platen / die Wände aber / Stuben und Thüren/ alle mit güldenen Blech bedecket / die Hänge an den Thüren / die Riegel und was sonsten in andern Häusern von Eisen / allhier von puren Golde seyn / dieses aber ist das allerverwunderlichste/ daß die Stuben/ Zimmer oder Sähle allerhand Bäume/ Früchte/ Kräuter und Thiere vorstellen/ die nicht gemahlet noch gelacket / sondern mit funckelnden Saphieren / blitzenden Rubinen/ schimmernden Smaragden/ gläntzenden Perlen also versetzet sind. Dieses Gebäu soll demjenigen/ der es beschauet/ so die Augen verblenden/ daß er es vor grossen Funckeln nicht recht besehen kan. Peter Steffens Reise in die neue Welt/ p. 165. c. XXI.

LII.
Der curiöse Porcellaine Thurn.

THürme sind Zierrahten der Städte / und ihre Himmel-ansteigende Höhen Zeugen / der ehmahligen Sprach-Veränderung/ wenn an solchen Kunst und Wissenschafft ihr Meisterstück abgeleget/

sind sie Besehens würdig. Straßburg darff sich seines Munsters / als an welchen 172. Jahr gebauet. Wien des Stephans / und Landshut des Dohm-Thurms nicht schämen / als welche drey unter vielen Tausenden in Europa / (denn der erste der Curiöseste / der ander der Stärckeste / und der dritte der Höchste / in denselben) die fürnehmsten sind.

Du aber weltgepriesenes Europa / darffst dich nicht einbilden daß du allein mit dieselben stutzest. America, Asia, und andere heydnische Oerter prangen mit deren etliche / vor welchen schier der Glantz der Europäischen weichen muß. Doch muß man diese den Lob lassen / daß jene an Daursamkeit ihnen nicht das Wasser reichen können / weil diese Nationen / vorab die Sineser / nicht groß von einen Grund in der Erde zu legen wissen / sondern sie setzen auff festgestampffter ebener Erden etliche grosse Steine / und richten hernach das gantze Gebäude auff solchen auff / oder so sie ja graben / geschicht es nicht ein oder zwey Fuß tieff in der Erden / ob gleich grosse Schlösser und Thürme darauff stehen sollen. Und daher kömt es / daß solche Gebäude gar nicht dauersam seyn / aber an Zierde übertreffen sie die Unsrigen weit / wie solches J. Neuhoff in seiner Chinesischen Reise bezeuget.

Nachdem wir / spricht er / gebührender massen von unterschiedlichen Tartarischen Frauen Abschied genommen hatten / stieß bald darauff der andere Gesandte Herr Goyer zu uns / und verfügten wir uns insgesamt zur Stadt hinaus /

aus/nach einer weitberühmten Pagode, von denen Sinesern Poalinki genandt. Es wird aber hier mit den Nahmen Poalinki nicht nur eine blosse Pagode gemeynet/ sondern ein gantzer Ort welcher ausser dem Stadt Thor zu Nanking an der Seiten des Gebirgs lieget / und mancherley Gebäude/ Pagoden, einen Porcellainen Thurm / und dergleichen so allesamt mit unterschiedlichen Mauren umbringet/ in seinen Umkreiß begreifft. Zu diesen Platz steiget man / vermittelst einer breiten steinernen Treppen/von zwölff Tritt hinauff; und sind alle Gebäude / so man daselbst siehet / dermassen wunderschön/ künstlich nach alter Sinesischer Manier gebauet/ daß keine andere meines erachtens in Sina damit können verglichen werden. Die heydnischen Priester empfiengen die Gesandten mit grosser Ehrerbietigkeit und Discretion, also / daß sie uns alle ihre Götzen-Tempel eröffneten. In dem allergrösten und fürtrefflichsten stunden tausend Bilder von Gyps gemacht / und mit unterschiedenen Farben vermahlet / etliche auch vergüldet/ die höchsten waren so lang wie ein Mann / und die kleinsten wie eine Hand / sie stunden in etlichen Gallereyen / oder Spatzier-Gängen rings herüm an der Mauren / in vier oder fünff Reihen über einander / nehmlich die kleinsten unten die grösten oben. Mitten auff diesen Platz sahe man einen hohen Porcellainen Thurn / ein Kunst-Stück woran die Sineser gnugsam erwiesen/ die sonderbahre Scharffsinnigkeit und Kunst der

derjenigen / so in ihren Lande gebohren werden. Er ist neun gewölbeter Ubersätze hoch / dazu man nicht aus- sondern inwenig durch eine Treppe von 184. Stuffen hinauf steigt / jedweder Umsatz ist von aussen rings umher mit einer Gallerey / oder Umgang gezieret / und dermassen ausgearbeitet / und prächtig zugerichtet / daß jedermann / der ihn siehet / nicht nur sich verwundern / sondern gar erstarren muß / zur Seiten der Fenstern befinden sich viereckte kleine Lufft-Löcher / mit weissen eisernen Gittern allenthalben versetzet. Auswendig ist dieses Werck von oben bis unten glasuret und glatt gemachet / und mit mancherley Farben / als Grün / Roht und Gelb bund vermahlet. Es bestehet das gantze Werck aus vielen Stücken / welche aber so dicht aneinander gefügt / daß es scheinet / als sey der gantze Thurm nur aus einem eintzigen Stück gemachet ; Uber jede Gallerey oder Umgang ist ein gantzes Dach / mit vielen spitzigen Ecken um und um / woran kleine Schellen oder kupfferne Glöcklein hangen / welche / so offt der Wind sich beweget / ein liebliches Gethön und Harmonie machen / die oberste Spitze des Thurms / worzu man nicht anders denn von aussen kommen kan / ist gekrönet mit einem grossen Fichten Apffel / welcher der Sineser Bericht nach / von klahren Golde / und zwar den allerfeinesten / gegossen. Wenn man auf den höchsten Umgang dieses Thurms stehet / kan man nicht allein die gantze Stadt / sondern auch die umliegende Länder bis an der Seite des

des Flusses Kiang übersehen / welches denn einen sonderbahren lustigen Prospect gibt; bevorab wenn man den grossen Umkreiß der Stadt / und wie sie einen Arm ausser der Mauer bis an gemeldten Fluß ausstrecket / wil beobachten.

LIII.

Das kostbahre Wurtzel-Brodt.

IN gantz America ist kein berühmter Gewächs oder Gestäude / als die so genandte Mandihoca, welche auch Jucca, oder Hyucca genennet wird. Es sind aber gar vielerley Sorten von der Mandihoca nach Unterschied des Landes / doch werden sie meistentheils gepflantzet und im Garten gebauet / ohne die jenige wilde Mandihoca deren sich die Tapuyer welches die weit in Brasilien hinein wohnende Wilden sind / an statt des Brodts bedienen; denn gleich wie diese Leute von keinen pflantzen wissen / also nehmen sie diese wilde Wurtzel und allerhand andere wilde Kräuter/als von welchen und von den wilden Honig/sie ihren Unterhalt suchen.

Im übrigen ist die Wilde von der gepflantzten Jucca, gar nicht unterschieden / was die Blätter und den Stamm anbelangt / aber diese ist viel kräfftiger als jene: das Brodt so von diesen herrlichen Wurtzeln gebacken wird / bedienen sich nicht allein die Brasilianer, sondern auch alle Europæer, so in America leben / als ihres besten Unterhalts / ja man ziehet sie allda den

Weitzen

Weitzen Brodt vor/ und hält es Martyr auch gesunder und verdäulicher als das Weitzenbrodt/ insonderheit ist es gar gut und beqvem zu den langen Schiffahrten / da man es den Zwiback billig vorziehen muß. Doch ist es nicht so kräfftig an Nahrung als das Weitzen-Brodt. Piso Hist. Nat. & M. Ind. Occid. lib. 4. c. 3. p. 117. Petr. Martyr. Decad. Ocean. 3. libr. 9. pagina 62.

Pater Athanasius Kircherus, rühmet sich / er habe ein Brodt von dieser Wurtzel in seiner Raritäten-Kammer / welches bereits etliche Jahr alt / und doch seinen guten Geschmack annoch behalte; Aber ich kenne einen guten Freund (schreibt Happel in seiner Hel. Curios. part. 1. p. 75) in Harburg, der unter seinem vielfältigen sehens würdigen / und aus der gantzen Welt gesammleten Curiositaten / mir neulich selber ein grosses Stück von diesem Mandihoca-Brodt gezeigt/ von welchen ich etwas kostete/ dasselbe Brodt ist über 20. Jahr alt/ und behält noch bis auff diese Stunde seinen vorigen Geschmack. Wenn vorgedachte Wurtzeln nicht zureichen wollen/ so bedienet man sich an etlichen Orten des Brodts/ welches aus der Wurtzel Hajus gebacken wird / diese Wurtzel ist einer gelben Rüben gleich/ ohne daß sie durchaus dick ist. Es sol dieses Brodt einen anmuthigen Geschmack haben wie gezuckertes Brod oder Marcipan, Benzo. lib. 1. c. 20.

Die Wurtzel/ welche von den Brasilianern Cara, von den Portugisen aber Jehame de St. Thome

me genennet wird / ist viel grösser als die Hajas-Wurtzel / doch ist sie weit geringer an ihrer Würde / und wird von den gemeinen Mann ihres grossen Uberflusses wegen genutzet / sie ist eines Fusses lang mit einer Asch-und Blaufarbigen Haut bezogen / inwendig gelb und mit einen safftigen Milch-ähnlichen Fleisch gefüllet: Sie schmecket wohl / so man sie in Oel und Pfeffer einsetzet. Weil sie aber sehr trucken / so wird sie von den Brasilianern und sonderlich von denen Nigriten in Guinea, an statt des Brodtes gebrauchet. Piso II. Nat & M. lib. 4. cap. 64. p. 255.

LIV.

Die immer grünende Bäume.

IN der Insul Loanda, welche in dem Königreich Congo lieget / ist ein Baum / der sein grünes Laub nimmermehr verliehret / dieser Baum wird von den Einwohnern deswegen Enzanda genandt. Edvv. Lopez. lib. 1. cap. 4. So grünen ebenfals die Bäume in der Sinesischen Provintz Qvantung, Winter und Sommer. Neuhoffs China. p. 47.

LV.

Die hohen Ackers-Leute.

DJe Sineser schreiben die Erfindung des Pfluges und der andern Instrumenten samt den Acker-Bau selbsten dem Käyser Xi-

nungo

nungo zu / denn weil die Menschen zur Zeit dieses Käysers sich sehr in China vermehreten / so gar / daß alles Wild und Kräuter / wo von sie fürnehmlich leben musten / nicht mehr zureichen wolte / ist er der Natur mit Kunst zuhülffe gekommen / indem er die Instrumenta erfunden / den Acker zu bauen / daher er auch Xinungi, das ist der geistliche Ackers-Mann genandt wird. Neuhoffs Beschr. Sina, c. 18. p. 386.

Dieser hohen Erfindung wegen / geschiehet es noch heutiges Tages / daß die Könige des angrentzenden Reichs Sina, die Gewonheit der alten Sinesischen Könige / (denen auch Tunchin unterworffen gewesen) behalten / welche Gewohnheit diese ist : Daß der König den Acker-Bau an einem gewissen Tage des Jahrs / mit eigener Handanlegung / ehren und recommendiren / denn gleich nach den ersten Monden / so dem fünfften Februarii nahe ist / und an welchen sie Sommer und Winter scheiden / komt der König an seiner Burg heraus / mit einem großmächtigen und prächtigen Gefolge / im Königlichen Schmuck / vor ihm her gehet die gantze Soldatesca, samt den Adel den gelehrten Magistrat, und allem Volck das fein ordentlich in einer Reihe daher tritt. Ihn selbst trägt man in der Höhe auff einen Thron wie ein Götzen-Bild : Also ziehen sie hinaus auff das Feld / welcher bevorstehender feyerlicher Ceremonie gewiedmet ist / daselbst thut der König dem Himmel und der Erden ein Opffer / legt

legt hierauf die Hand an den zierlich geschmückten Pflug / treibet die fürgespannte Ochsen mit einem Stachel fort / und nachdem er auf etliche Schritt weit geackert / trägt man ihm wieder zurück in seinen Pallast.

Hiedurch wird allen Land- und Ackers-Leuten stillschweigende / eine Ermahnung gegeben / ihre Feld-Arbeit wieder anzufangen.

Die Sinesischen Käyser nehmen diese Ceremonie nun nicht mehr / wie vormahls in acht / sondern vergraben sie gleichsam in ihren Pallästen / und kommen keinen Unterthan ins Gesicht.

Doch gebrauchen sie noch dieselbe am Tage ihrer Krönung / da sie gleichfals den Acker-Bau authorisiren / und zwar mit weit grösserm Gepränge / weder die Könige in Tunchin.

Denn der Käyser pflüget an denselben ein gantzes Stücklein Landes / und die fürnehmsten Mandorinnen gehen ihm darzu dienstfertig an die Hand / helffen in die Wette alle darzu gehörige Ackers-Arbeit verrichten / etliche brechen die Erd-Klösse / etliche machen die Furchen gerade / andere eggen und streuen den Saamen aus. Wenn hernach die Zeit der Erndte gekommen / daß das Korn geschnitten und gedroschen / werden dem Käyser etliche gesäuberte Körner præsentiret / als gleichsam die Frucht und Belohnung seiner Arbeit. Barthol. Hist. part. 3. lib. 4. pag. 512.

LVI.
Die wunder-grossen Krebse.

ALs im verwichenen Seculo einsten in Ost-Indien ein Portugisisches Schiff von Cochin ab / nach dem Vaterlande segeln wolte / ward es durch widrigen Wind bis auf 6. Grad von Goa, Süd Süd-West / auf einen Sand-Platten verschlagen und zerscheittert / das Volck aber hat sich annoch salviret. Als diese nun beschäfftiget waren / aus den Trümmern des Schiffs eine Caravell, (ist eine Art kleiner Renn-Schiffe) zu zimmern / mit welcher sie auch in Ost-Indien hinwiederum sind angelangt / kamen auf die Truckne eine Menge solcher abscheulicher grosse Krebse / daß die Schiff-brüchtigen gezwungen worden / eine Schantze aufzuwerffen / und mittelst sehr scharffer Wacht / vor ihnen sich zu befreyen / denn / welchen sie zwischen ihren Scheeren bekamen / der war um den Hals / und folgends verschlungen. Lindschotten Ost-Ind. Reise.

LVII.
Die überaus grosse Wallfische.

JN China gibt es dermassen ungeheure grosse Wallfische / daß etliche gefangen worden / deren Länge 960. Schuh gewesen / da doch die in Europa selten über 200. und höchstens 300. Schuhe erreichen. Insgemein findet man nach dero Eröffnung in ihren Magen nichts / als ein wenig Wasser / nebenst zehen oder zwölff Hände voll kleiner Spinneweb / und zu weilen etwas grünes Kraut / die Zunge

ge eines solchen Fisches gibt bey 60. Tonnen Thran. Neuhoffs China.

LVIII.
Die Weiber-Militz.

UNterschiedliche Autores bezeugen/ daß den König in Bantam seine Nacht-Wache durchs Frauen-Zimmer versehen lasse / welche ihm auch täglich an statt der Diener bedienen und aufpassen müssen. Diese nun / deren 600. oder wie andere wollen/ 1200. seyn / müssen Abwechslungs-weise mit ihren Gewehr erscheinen. Mandelslo Ost-Indis. Reise lib. 3. p. 213. Parthey 9. jährige Ost-Indis. Reis. p. 144.

LIX.
Die Gestalt/ Sitten/ Kleidung und Religion der wilden *Africanen* oder *Hottentotten.*

DIeses Volck hat eine Coleur, wie die Zigeuner/ auf ihre Köpffe haben sie Filtz-weise und in einander zusammen-gewachsene Haare/ oder vielmehr Wolle/ wie die jungen Lämmer / darauf allerhand schöne Meer-Schnecken hangen; Sie seynd mittelmäßiger wohlgeformter Statur, ausser daß sie stumpffe und breitlichte Nasen haben / gebrauchen keine Kleidung/ ohne daß sie ein ungegärbt/ doch mit Fett und Thran lind-gemachte Schaaf- oder Kalber-Haut auf der Achsel mit sich tragen / womit sie sich/ wenn es ein wenig kalt ist oder regnet/ bedecken/

vor ihrer Schaam haben sie fast alle einen haarigten Schaaf-Fuchs-oder Hunde-Schwantz hangen. Die Weibs-Bilder haben einen besondern Zierraht/ welchen ihnen die Männer nicht nachmachen/ mit den Därmen von dem geschlachten Vieh / welche sie um die Beine wickeln / und also daran dürre werden lassen/ daß sie davor fast nicht gehen können / die kleinen säugende Kinder tragen die Weiber oder Mütter auf den Rücken / und werffen denselben / wenn sie es verlangen/ ihre lange fast auf den Nabel hangende Brüste über die Schulter zu / und speisen sie also. So wol Manns-als Frauens-Personen stincken so abscheulich/ daß man sie zu etlichen Zeiten/ sonderlich wenn einem der Wind mit ihnen entgegen kommt/ eher riechen/ als sehen kan / und solches kommt daher/ weil sie sich über den gantzen Leib/ vom Kopff bis auf die Füsse / mit garstigen stinckenden Fett beschmieren : Ihre Sprache ist wunderlich / sie bellen offt mit dem Munde / welches andere Nationen nicht lernen können/ viel aber unter ihnen / die an der Cap de bon'Esperance wohnen/ können etwas Holländisch reden / sie pflantzen und bauen nichts / haben auch keinen gewissen Wohn-Platz / sondern ziehen mit Weib und Kinder von einem Ort zum andern/ da sie die erste Weyde vor ihrem Viehe antreffen. Sie essen allerhand Früchte und Wurtzeln/ die im Felde wachsen / und gilt es ihnen gleich/ ob sie von einem geschlachteten oder gestorbenen Vieh/ oder gar Menschen-Fleisch fressen/ welches sie auf Kohlen werffen / und ein wenig brahten lassen.

Sie

Sie schlaffen in kleinen Hüttlein / ein jeder bey seiner Frau; welche Frau zwey Kinder auf einmahl gebiehret/ bringet das schwächste ums Leben / damit das ander desto stärcker werden möge; den Kindern wird/ so bald sie das zwölffte Jahr erreichet / der rechte Testiculus ausgeschnitten / damit sie desto schneller lauffen können. Sie haben etliche Könige und viel Capitainen unter sich/ führen Krieg wider einander/ schiessen und werffen sehr gewiß mit Pfeilen und Steinen / die Weiber lassen sich auch gebrauchen mit Zutragung der Waffen / die Gefangene werden geschlachtet / und mit Freuden gegessen/ wie sie denn auch/ wenn sie einige mit ihnen handelnde Europæer (welche vor wenig Toback und Ringe / viele Kühe und Schaafe eintauschen) in ihren Speluncen übermeistern können / dieselbe todt schlagen und auffressen. Von GOTT und seinem Erkänntniß wissen sie wenig oder nichts/ doch spühret man/ daß sie einige Veneration gegen den Mond haben/ denn wenn derselbe neu ist/ kommen sie zusammen / schreyen und rasen die gantze Nacht / tantzen in einem Kreyse / und klatschen unter solchen Tantzen mit den Händen / zuweilen hat man sie auch in den Hölen angetroffen / woselbst sie unter den Klatschen der Hände etwas hergemurmelt / so aber niemand von den Europæern verstanden/ oder gewust/ was es sey/ daneben haben sie sich wunderlich gebehrdet / die Augen gen Himmel gerichtet/ und einer den andern ein Creutz vor der Stirn mit einem rohten Stein gemachet / welches

vielleicht ein Art ihres Gottes-Dienstes ist. Sonsten sind sie nicht unbarmhertzig oder geitzig / sondern helffen einer den andern gerne / dabey findet man sie auch freygebig / indem sie mit einander theilen / wenn sie etwas haben. Das schändlichste aber unter ihnen ist / daß die Polygamie statt bey ihnen hat / und darff ein Mann sein Weib / wenn sie ihm nicht länger anstehet / verstossen / wenn er will. **Schweitzers / Schultzens / Vogels / Straussens und Partheys Ost-Indis. Reisen.**

LX.

Die *Japani*sche Buß-Waage.

IN der Japanischen Landschafft Osaca, gibt es etliche sehr hohe Felsen / deren Gipffel über 200. Klaffter schnur gerade über sich steigen ; auf den höchsten unter diesen / welcher oben etwas überhängt / und ohne Erstaunen nicht wol anzusehen / siehet man daselbst ein durch seltzame Kunst aufgerichtetes und wohl-befestigtes eisernes Schafft / oder besser zu vergleichen / einen Krahn mit einem eisernen Balcken / drey bis vier Klaffter lang / an dessen äussersten Enden / so über den Felsen hinaus reichet / zwey zimliche rauhe Waag-Schaalen in der freyen Lufft.

Auf diesen Felsen wohnen eine besondere Art Leute / andere sagen / daß es Geister oder Teufel sind / zu diesen ist das Jahr durch und durch / auch aus den entlegensten Oertern / eine grosse Wallfahrt /

fahrt / weil diese Völcker des gewissen Glaubens / daß nach abgelegter Beicht und völliger Bekänntniß ihrer Sünden / sie auch so gleich deren Erlaß- und Verzeihung zu hoffen; Wenn nun ein Pilger dieses Orts angelanget / und bey denen Goqvis sich angegeben / wird er von ihnen in eine der beyden Schaalen gesetzet / und der Schaft mittelst eines Rades / wie an den grossen Schnell-Wagen oder Krahnen zu sehen / hinauswerts geschraubet / also daß er in der freyen Lufft hencket.

Alsdenn ruffen die Goqvis ihnen zu / er soll alle seine Sünden / die er jemahls mit Gedancken / Worten und Wercken begangen / öffentlich vor jedermann beichten und bekennen. So offt er nun eine Sünde bekennet / so offt steiget die leere Schaale der Waage um etwas hernieder / diejenige aber / darinn er sitzet / hebet sich hingegen empor / dis währet so lange / bis beyde Schaalen gleich zu stehen kommen / so dann wird der Schaft mit der Waage zurück geschraubet / und der Pilger frey heraus gelassen.

Diejenige aber / welche ein Theil ihrer Sünde verschweigen / und auf Ermahnen der Goqvis nicht bekennen wollen / die werden aus der Waag-Schaale hinab in die abscheuliche Tieffe gestürtzet / allwo sie sich zermalmen. Dieser Ort wird von den Japanern Sangenotocora genannt / das ist / ein Beicht-Platz. Histor. Wunderb. Hist. 96. p. 288. Happel. Rel. Cur. part. 2. pag. 206. Gottfrieds Histor. Antipod. fol. 41.

Montanus nennet diesen Ort Osacka, und berichtet darneben / daß die Jamabusken, jährlich einmahl diesen Berg zu besteigen pflegen / um den Teufel Gokis, welcher allda in Menschlicher Gestalt erscheinet / zu beichten. Einer nach den andern gehet nach diesen höllischen Beicht Vater zu; und beichtet ihm seine Sünde mit so heller Stimme / daß es die gantze umstehende Gemeine höret. Er berichtet auch aus Peter Davids Asiatische Welt-Beschreibung / daß unter währenden Beichten ein Säbel in der Lufft / zwischen Himmel und Erde hange / und pflegen hierüber etliche zu lachen / andere zu weinen / so unterschiedliche Gemühts-Bewegungen würcke diese Erscheinung / wer rechtmäßig gebeichtet hat / kehret wieder zurück unter den Hauffen / der aber seine Mißhandlungen verschweiget / wird durch den Teufel Gokis vom Berge hinunter gestossen. Montani Gesandtschafft nach Japan, p. 265.

Montanus gedencket zwar nicht des Waagens / doch ist gewiß / daß die Heiden sich auf vorerzehlte Art wägen lassen / und hat ein Japaner erzehlet / der ein Christ geworden / daß er diese Wallfahrt siebenmahl verrichtet habe. Zeigte auch daneben an / wenn er seine Sünde verschwiegen / habe die ledige Waag-Schaale nicht hinunter gehen wollen / und da einer auf Ermahnung die Sünde nicht bekannt habe / hat ihn der Goqvis aus der Waag-Schüssel hinunter gestossen / daß er in einem Augenblick auf Stücken zerschmettert worden.

Die-

Dieser Christ/ so Johannes hiesse / hat gesagt / daß der Ort so erschröcklich sey/ daß die/ welche dahin kommen/ wegen der Beysorge / sie möchten aus der Waage geworffen werden, alle ihre Sünde bekenneten/ daß bey nahe nimmer keiner wieder heraus fiele. **Aus der Beschr.** Wilhelm Saris, Erasm. Francisci **in seinem Sitten-Spiegel/** pag. 966.

LXI.

Wunderliche *Ceremonien* bey eines Mohren-Hochzeit auf *Batavia.*

SOlche beschreibet **Walther Schultz** in seiner Ost-Indischen Reise lib. 2. pag. 203. mit folgenden Worten: Die Mohren halten ihre Hochzeit in der Nacht. Nun verfügte ich mich einsmahls auch dahin/ wo solcher reicher Mohr in der damahligen instehenden Nacht Hochzeit machen wolte. Kaum aber war ich auf die Gassen gekommen / da sahe ich von ferne Leuchten / Fackeln und Lichter in grosser Menge daher tragen / und allgemählig mir entgegen kommen ; Es waren bey diesen Aufzug verschiedene Täntzer/ Spieler / Trommelschläger und kurtzweilige Gauckler / welche sich auf ihren Instrumenten/ Pfeiffen / Trommeln / Schallmeyen/ und kupfferne Becken lustig hören liessen. Diesen lustigen Gesellen folgten zwey Mohren-Priester in weissen Kleidern/ hernach die Bluts-Verwandten des Bräutigams und der Braut/ welchen end-

lich der Bräutigam selbsten (doch ohne Braut) auf einen schönen Persianischen Pferde reitend/ folgte. Er saß gantz ehrbahr/ und schlug immer die Augen vor sich nieder. Uber sein Haupt wurde ein kostlicher Sonnen-Schirm getragen/ und stets umgedrehet / welches sehr seltzam bey so vielen Fackeln und Lichtern anzusehen war/ das Pferd ward von zween Mohren beym Zügel geführet ; Zween andere aber besprengten unterdessen den Bräutigam mit Rosen-Wasser ; ja / räucherten vor ihm her / so / daß es überall einen köstlichen Geruch gab. Dem Bräutigam folgten zween Mohren/ welche auch zu Pferde ritten/ und diesen Aufzug beschlossen. Hinten nach lieff voll Volcks aus allerley Nationen / welches diese ansehnliche Gesellschafft / als Zuseher/ begleiteten.

Sie giengen in solcher Procession nach der Braut Hause/ und von dannen durch die fürnehmsten Strassen und Oerter in der Stadt Batavia, bis sie wieder bey der Braut Haus ankamen/ welche Ceremonien sie bereits vierzehen Tage nach einander alle Abend wiederholet hatten.

Der Bräutigam stieg endlich vor der Braut Hause vom Pferde ab/ und gieng in ein Zelt/ welches daselbst aufgerichtet/ und sehr prächtig ausgeputzet war. Hierauf wurden unterschiedliche Persianische Tapeten auf die Erde niedergeleget / wie auch Küssen für den Bräutigam und seine Spiel-Gesellen / welche sich nebenst den übrigen Freunden

den in gehöriger Ordnung mit den Beinen unter den Leib niedersetzten / hierauf nahm das Freuden- und Freß-Fest seinen Anfang. Zwo schöne schwartzbraune Morianen in Weiß gekleidet/ brachten unterschiedliche Speisen und höltzern Schüsseln zum Vorschein / welche sie denen sämtlichen Gästen fürsetzten. Das erste Gericht war Pinang und Betele, nachdem der Bräutigam davon gegessen/ griffen die Gäste auch zu. Hierauf wurden andere Speisen aufgetischt / welche mehrentheils in gebratenen Hünern bestunden. Es ließ sich niemand viel nöhtigen/ sondern sie griffen sämtlich so begierig zu/ daß man die Schüsseln gar bald ledig sahe. Die Mohren-Weiber und Jungfrauen / sassen mit der Braut in einem besondern Zelte auf der Erden / und stopfften so das Maul mit Speisen / daß man kaum ein Wort reden hörte. Die Pfeiffer und Spielleute liessen sich unterdessen auf ihren Instrumenten lustig hören. Als die Mahlzeit geendiget/ soffen sie tapffer herum/ doch nur mit Wasser/ ausgenommen einige/ welche zu weilen einen Trunck Araks (oder Branntewein) thäten. Es endigte sich also dis Mohren-Feste mit Betele und Areeck, womit es angefangen war.

Nachdem nun Schüssel und Becher aufgehoben und weggetragen waren/ machte man einen fernern Anstalt zu gehöriger Copulation. Es ward ein Stuhl sechs Fuß lang/ und einen Fuß hoch/ mitten in den aufgeschlagenen Gezelt gesetzet / auf welchen der Bräutigam mit seinen beyden Spiel-Gesellen/

sellen/ er aber in der Mitten sitzen gieng/ in Erwartung der übrigen Ceremonien.

Der Bräutigam hatte ein Ober- und Unterkleid an/ nach der Mohren Weise/ welches aus feiner Baumwollenen Leinwand gemachet war. Auf seinen kahlen und schwartzen Kopff trug er einen Türckischen Bund/ von Seiden / welcher bedecket war mit feinem Golde/ und gezieret auf den Rande mit Blumen und Rosen / woran zween lange Schleyer fest gemachet/ und an beyden Seiten über die Augen nieder hingen / bis auf den Bauch / er hatte eine Maßive güldene Kette um den Hals / und an den Händen / und in den Ohrläpplein güldene Ringe.

Die Spiel-Gesellen waren wie der Bräutigam gekleidet/ aber jünger von Jahren. Hernach ward eine Decke von zween Personen in die Höhe gehalten/ hinter welchen der Bräutigam mit seinen zweyen Spiel-Gesellen sich verbarg. Darauf wurde die Braut von ihren Vater auf den Armen herbey getragen/ der sich an der andern Seite des Vorhangs stellte: Doch hielte er seine Tochter stets auf den Armen/ welche in Seidenen Schleyern so dichte eingewickelt war/ daß man ihr Angesicht nicht sehen kunte; doch merckte man an der Bewegung des Schleyers/ daß sie bitterlich weinete. Inzwischen fiengen die Mohren-Priester an zu murmeln / und thaten mit bedeckten Haupte (nach der Mohren Weise) ein kurtzes Gebeht für die jungen Hochzeitmachende.

de. Als dieses geschehen / ward der Bräutigam gefraget: Ob er seine nebenstehende Braut vor seine eheliche Haus-Frau auf-und anzunehmen begehrte? welches der Bräutigam mit Ja beantwortete / desgleichen denn auch die weinende Braut thät.

Weil aber diese Mohrinn allzu hart in den Schleyer eingespannet war/ stieß ihr eine Ohnmacht zu/ weswegen man ein wenig Wasser herzu brachte/ zur Stärckung des Hertzens: Auf diese Weise ward die wunderliche Schönheit dieser Braut entdecket. Sie hatte güldene Ringe in der Nase und Ohren/ auch an den Fingern einen gläntzenden Zierraht von Flitter-Gold / am Vorhaupt war sie mit Blumen gezieret/ wie der Bräutigam / im übrigen war sie so weiß/ wie ein Rabe/ und etwan 15. Jahr alt.

Als diese ohnmächtige Braut ein wenig Wasser getruncken hatte / erhohlte sie sich wieder. Die Mohren-Priester fragten sie noch einmahl / ob sie diesen ihren gegenwärtigen Bräutigam für ihren ehelichen Mann anzunehmen gesinnet wäre? worauf sie Ja antwortete: Dieses verursachte / wie es schien/ bey der gantzen Gesellschaft eine grosse Freude. Die Bluts-Verwandten und nechste Freunde fiengen an aus vollem Halse zu singen / woraus man gnugsam spühren konnte / daß ihnen allerseits dis Hochzeit-Fest sehr wohl gefiele. Sie wünschten in diesen Gesang den jungen Ehe-Leuten alle glückliche und gesegnete Wohlfart / und eine beständige eheliche Liebe. Als der Gesang geendiget / ließ man be-

bemeldter Vorhang ein wenig nieder / und warff der Bräutigam höflicher Weise eine schöne Blume nach seiner Braut. Hierauf fieng man wieder an zu singen; Auch liessen sie den Vorhang wieder nieder/ und warff der Bräutigam abermahl mit einer weissen Blume nach seiner Hertz-Liebsten/ welches er zum dritten- und vierten-mahl wiederhohlte/ bis endlich die Braut nach Niederlassung des Vorhangs auch anfieng / den Bräutigam mit einer weissen Blume zu werffen / worauf ein grosses Jauchtzen und Frolocken erfolgte. Die Hin- und Herwerffung der weissen Blumen / ward eine Versicherung der beyderseitigen hertzlichen Liebe / wie man mir sagte. Als dieses geschehen/ ließ man den Vorhang abermahl nieder / und steckte hierauf der Bräutigam seiner Braut einen köstlichen Ring an den Finger / welches denn die Braut unter den Gesang der Spiel-Gesellen mit dergleichen Geschenck verschuldete. Endlich ward noch einmahl der Vorhang niedergelassen / worauf der Bräutigam einen Blumen-Krantz von seinen Halse nahm / und seine Braut umhieng / desgleichen auch die Braut thät. Hierauf fieng man abermahl an zu singen.

Alsbald ward der Vorhang gäntzlich weggenommen/ und setzte sich der Bräutigam hernieder / welchem der Braut Vater seine Tochter überlieferte/ und auf dessen Schooß setzte. Man gab den Bräutigam ein Gefäß mit Milch in die Hand/ woraus er mit seiner Braut zu weilen / doch nur

vier-

viermahl trunck / jedesmahl aber spühlten sie den Mund mit Wasser.

Als dieses geschehen / gieng der Bräutigam alsobald aus dem Hochzeit-Gezelt / und stieg nebenst seiner Braut aufs Pferd / und ritt davon / welches denn auch seine Spiel-Gesellen thäten / die den Bräutigam auf vorige Weise nacher Haus begleiteten. Als sie aber daselbst ankommen waren / sahe man wenig Complimenten mehr / massen der Bräutigam nebenst seiner Braut nur allein ins Haus gieng; die übrigen aber blieben daraussen stehen / und lief ein jedweder seines Weges ohne Abschied.

Diese Hochzeit fieng an und endigte sich in verwunderlicher Stille / so / daß ich die gantze Zeit über weder Braut noch Bräutigam lachen sehen / vielweniger die Spiel-Gesellen. Man könnte nicht die geringste Unordnung mercken / wie sonsten auf den Hochzeiten zu geschehen pflegt. Bachus und Venus hatten allhier wenig zu schaffen / man hörte kein Wüten noch Toben / sondern es gieng in solcher Stille / Sittsamkeit und einmühtiger Höflichkeit ab / daß diese Mohren-Hochzeit der Christen Gasterey zu schanden machet.

Ich ward mit einigen Niederländischen Weibern von der Braut Mutter ins Haus genöhtiget / woselbst ich diese junge Ehe-Leute bey einander / auf einen Persianischen Tapet sitzen sahe; Inzwischen bereitete die Mutter die Kräuter Pinang und Betele, wovon sie ihren Sohn gab / der denn diese Kräuter solcher Gestalt im Munde

zer-

zerkäuete / daß ihm der rohte Safft bey dem Munde niederlieff. Hernach nahm die Mutter diese zerkäuete Kräuter aus des Sohns Munde / und steckte sie der Braut in den Mund / welche sie denn so lang mit den Zähnen zermalmete / bis die Betele und der Pinang verzehret waren; Worauf sie den Mund / wie zuvor / spühleten.

Als dieses geschehen / nahm die alte Mutter die brennende Lampe / und hielt dieselbe dem Bräutigam und die Braut jeder viermahl unter das Angesicht / und sprach mit einer undeutlichen Stimme über die beyden junge Eheleute den Segen: knüpffte hierauf des Bräutigams Ober-Kleid an der Braut Brust-Kleid fest. Hernach stund der Bräutigam auf mit seiner Braut / ohne eintziges Wort zu sprechen / nahm die Braut mit einen freundlichen Gesicht auf die Arme / trug sie in eine verschlossene Kammer / und legte sie (als welche nunmehro aufgehöret hatte zu weinen) ohne Niedersetzen ins Bette. Und also hatte dieses Hochzeit-Fest ein Ende. **Bish. Walther Schultz.**

LXII.
Das auf den Bäumen wachsende Brod.

Dieses wachsende Brod / wie wir es nennen wollen / weil es von den Einwohnern der Guamischen Insuln / an statt des Brods gebrauchet wird / wächset auf Bäumen / die so groß

und

und starck als unsere grösten Aepffel-Bäume sind/ dessen Gipffel sich sehr ausbreiten / mit vielen Aesten / und schwärtzlichen Blättern / die Frucht wächset an den Aesten wie Aepffel und ist so groß/als ein Brodt vor einen Stüver oder Schilling / wenn der Scheffel Rogken 5. Schilling (verstehe Englische Schilling/ welches nach teutschen Gelde so viel als ein Reichsthaler / und 6. Grosch. machet) kostet/ rund und mit einer dicken starcken Schale / wenn sie reiff ist / ist sie gelbe / glatt und von einen annehmlichen köstlichen Geschmack / die Einwohner der Insul essen sie wie schon gedacht / an statt des Brodtes / sie nehmen sie nicht eher ab / bis sie recht reiff und hart ist/ da man sie im Ofen alsdenn backet / bis die Schale gleichsam gebraten und schwartz worden / welche man alsdenn weg thut / da eine dünne und mürbe Rinde darunter gefunden wird / das inwendige aber so gut weich und weiß wie die Brosamen sind / in einem Brode. Diese Frucht hat weder grosse noch kleine Kerne / sondern alle Art des Brodes an sich / man muß es aber frisch essen/ denn wenn man es länger als 24. Stunden behält / so wird es trocken / übel schmecken / und scheuret einem im Halse / da es doch vorhero sehr wohl schmecket / diese Frucht ist 8. Monath im Jahr zu haben / und essen die Einwohner sonst kein Brodt als dieses / und sol dergleichen Brodt auch nirgends sonst zu finden seyn. Dampiers Reise üm die Welt / part. 1. cap. 1. pag. 546.

LXIII.
Seltzame *Ceremonien* der *Boitiorum* oder Artzte in *Hispaniola*, bey Curirung der Patienten.

DJe Boitii, so dieser Völcker Wahrsager und zugleich Medici sind / betriegen und äffen den unverständigen Pöbel auff tausenderley Weise. Sie bilden den gemeinen Volck ein / als bey welchen sie in grosser Achtbarkeit stehen / daß die Zemes, (so nennen diese Indianer ihre Götter) mit ihnen reden und ihnen künfftige Dinge offenbahren / und so jemand von einer Kranckheit wieder auffgestanden / solches durch Verleihung der Zemes geschehen sey. Wenn sie zu einen fürnehmen Patienten werden gefordert : Fasten und reinigen sie sich zuvor / nehmen ein pulverisirtes Kraut ein / so den Kopff toll macht : werden davon gleichsam wütend / und brummeln hernach viel Dinges daher / was sie von den Zemes gehört. Hierauff treten sie zu den Krancken für das Siech-Bett / tragen im Maul ein Beinlein / oder kleinen Stein / oder auch ein bislein Fleisches / und gehet jedermann hinaus bis auff einen oder zween / die der Krancke selber wehlet. Hiemit gehet der fürnehmste Boitius drey oder vier mahl üm den Krancken herüm : Verstellet sein Angesicht gar scheußlich / krümmet die Lefftzen / rumpffet die Nase / und gebehrdet sich gantz abscheulich: bläset endlich den Krancken an die Stirn / auff die Schläfe / auff den Halß / und zeucht hingegen des

des Patienten Athem in sich; reibet ihn hernach die Schultern/ Haupt und Beine. Hiernechst thut er seine Hände zu den Füssen / und gleich wieder weit von einander. Läufft solcher gestalt / zu der eröffneten Thür; schlägt die Hände von sich und spricht: Jetzo habe er die Kranckheit hinaus gejagt ; der Krancke werde nun nechster Tagen genesen. Hernach kommt der zweyte Betrieger von Rücks zu / nimmt das Stücklein Fleisch aus dem Munde / und schnarchet den Patienten also an : Schau/warum hast du so über Noth und Masse gefressen? Nunmehr wirst du wieder zurechte kommen ; nach dem ich dir dieses wieder aus den Magen gezogen.

Wil er den Krancken noch besser betriegen und schnäutzen / so bildet er denselben ein / sein Zemes oder Gott zörne deswegen / daß er ihm keine Capell / kein Götzen-Hauß gebauet ; dieses oder jenes Gut ihm nicht zugewiedmet ; oder sonst ihn nicht mit gnugsamer Andacht verehret habe. Gehet denn der Krancke darauff / so fragen die Bluts-Verwandten den Teuffel / durch Zauberey/ ob er / durch himmlische Schickung/ oder durch Verwahrlosung des Artztes gestorben / weil vielleicht der Artzt nicht gnugsam gefastet/ oder ihm die rechte Artzeneyen nicht beygebracht? wird die Schuld dem Artzte gegeben / so übet man an denselben Rache / nach den Steinlein oder Beinen / die ein solcher Boitius im Munde getragen/ trachten die Weiber gar sehr / wickeln selbe fleissig ein / und heben sie auff als was heiligs und be-

 sonders;

sonders: weil ihnen eine Krafft beygemessen wird den Kreissenden in Kindes-Nöthen zu helffen. Manches mahl werden solche Steinlein/an statt der Götzen-Bilder gebrauchet/ und in grossen Ehren gehalten/Pet. Martyr. Ocean. Decad. 1. l. 9. fol. mihi 23.

LXIV.

Die Indianischen Baum-Schlösser.

PEtrus Martyr meldet / von solchen Baum-Schlössern umständlich / und gebrauchet davon folgende Beschreibung. Etwan 70000. Schritt von der schwartzen Bach / und der Röhr Caßien-Insul / da unterweges zur Rechten und zur Lincken / viel Wasser und Flüsse in den grossen Nieger-Strohm fallen / fiengen die Spanier durch Anführung eines Nackten / welcher über 200. auff selbigen Ströhmen schwimmende Nachen / Ober-Auffseher war / einen vornehmen Indianer an den Ufer gemeldten Flusses / nemlich bey den Munde desselben / herrschte der König Abibeiba über die Einwohner selbiger Gegend. Man erfuhr daß die Oerter daselbst voller Sümpffe und Pfützen / weswegen des Printzen Abibeiba vornehmster Pallast auff einem der allerhöchsten Bäumen erbauet.

Es ist zwar eine seltzame Art und ungewöhnliche Manier zu wohnen / dennoch wird sie in diesen Lande gebrauchet.

Es bringt aber selbiges Land so hohe und grosse Bäume herfür / daß die Einwohner unter

deren

deren Zweigen wohnen / und Häuser bauen können: Zwischen den Aesten / hefften und schlagen sie unterschiedliche Balcken zusammen / auff welchen sie hernach von Holtzwerck das Gebäu verfertigen / welches wider allen Ungestüm der Winde bestehen muß.

Es sind dieselben Bäume so hoch / daß keines Mannes Arm starck genug / ein solches Baum-Gebäude durch den allerstrengsten Wurff zu erreichen / die meisten von solchen Bäumen / sind dicker gewesen / als daß sie von sieben oder acht Männern hätten können umgefanget werden. Diese Baumwohner haben gleichwol an der Erden ihre Keller / mit Wein von allerhand Palmen und andern Früchten angefüllet.

Denn ohnerachtet besagter massen ihnen kein stürmender Wind ihre Häuser auff den Bäumen ruiniren / noch die Aeste zerbrechen kan / so bieget / schwinget und lencket sich dennoch solches Gebäu / nach der Seiten / dahin es der Wind stost. Durch welche Bewegung der Wein alsdenn erschüttert / und gantz trübe werden würde. Den übrigen Proviant haben sie auff den Bäumen.

Solchen Wein tragen die Diener und Trabanten den König und den fürnehmsten Herren so mit ihnen speisen / von unten zu hinauff / und zwar / so hurtig und schnell / als wie unsere zu Tisch dienende Knaben / auff gleicher Erden mit einen Trinck-Geschirr daher lauffen / denn an / oder viel-

mehr in den Bäumen sind Staffeln und Fußtrit-te gemacht/darauff man hinauff steiget.

Es scheinet/daß die Natur den Einwohnern dieser Gegend/ gelernet habe/ solche Bäumen-Schlösser/oder vielmehr Häuser/ zu machen/ wegen vielfältiger Ergiessung der Ströhme/ so daselbst geschehen. Pet. Martyr.

LXV.

Die abscheuliche Götzen-Bilder.

FErdinand Mendez Pint, hat in seiner Chinesischen Gefangenschafft viele abscheuliche Götzenbilder in den Städten und Orten wo er durch gebracht worden/ wahr genommen/ unter andern in der Stadt Pacassar diese vier folgende abscheuliche Colossen in der Ecken einer Gassen gesehen/ welche wir aus seinen wunderlichen Reisen cap. 25. pag. 157. den geehrten Leser darstellen und besehen lassen wollen.

Es stunden diese vier Bilder/ so von Kupffer gegossen/ und einer ungläublichen höhe waren/ wie schon gedacht an den Ecken einer Gassen. Eines von diesen/ so beym Eingang der Gasse zur rechten Hand zu sehen/ und von den Chinesern die Freß-Schlange der Höllen/ oder des tieffen Rauch-Hauses genennet/ auch in ihren Historien von den Lucifer gehalten wird/ stellete dar die Gestalt einer überaus hohen Schlangen/ an welcher sich andere ungestalte Schlangen/ mit grünen und schwartzen Schuppen befanden/ die ans ihrem Bauche krochen. Eine jeglicher derselben

selben fassete mit ihren Rachen eine Frau/ die den Ansehen nach in grossen Schrecken war/ also daß ihre Haar wild und wüst durch einander flogen. Das grosse Schlangen-Bild hatte auch in seiner Kehlen einen Crocodil, der über dreissig Schuh lang zum Halse heraus raagte/ und fast eine Tonne dick war. Die Nasenlöchers dieser Crocodils waren voller Blut/so/daß es schien/als wenn der gantze Leib davon besprützet war. Diese schreckliche Schlange ümwunde mit ihren überaus langen Schwantz/ ein anderes fast eben so ungeheures Bild/ welches das andere von den vieren. Selbiges war ein Mann über hundert Schuh hoch/ die Chineser nenneten ihn Turcamparo, und gaben für/ er wäre gemeldter grosser Schlangen Sohn. Dies greßliche Mannsbild hatte seine beyde Fäuste ins Maul gesteckt/ welches der weite nach / einer grossen Thüre gleichte. Darinnen sahe man eine Reihe schrecklicher Zähne / und eine schwartze Zunge / welche ihm sehr weit zum Rachen heraus hienge. Das dritte Bild war einer Frauen ähnlich / siebenzehen Klaffter lang / und sechs dick. Die Chineser nandten es Naudelgau. An der mitten des Leibes saß ein Angesicht über zween Klaffter groß / durch deren Nasen-Löcher einen schwartzen Rauch/ wie auch durch die Kehle viele Feuer-Funcken heraus giengen / denn man / nach Aussag der Chineser immer fort und fort in das Haupt Feuer einlegte / welches folgends zu dem Mund dieses schrecklichen Angesichts wieder heraus lo-

derte. Es wollen die Abgöttischen Sineser hiemit andeuten / sie sey die Königinn des verzehrenden Feuers / welches am Ende der Welt die Erde verbrennen soll. Das vierdte Bild präsentirte einen pucklichten Mann / der mit seinen grossen Backen so grausam zu blasen schien / daß sie davon wie die ausgespanneten und auffgeschwollenen Schiff-Seegel anzusehen.

Es war dieses Bild überdem so groß und ungestalt / daß es den Anschauenden ein Furcht und Zittern einjagte. Die Sineser nenneten es Uzanguenabo, und sagten: Es errege auff der See die Stürme / und werffe die Gebäude üm. Wegen dieser Ursache / gab ihm das Volck viele Allmosen / damit er ihnen nichts übels thäte; Ja viele begaben sich gar in seiner Brüderschafft / und beschenckten es jährlich mit einer gewissen Zahl Silber / in Hoffnung / es würde hernach ihre Junken, oder Schiffe / nicht sincken lassen / noch denen die auff der See fahren / Schaden zufügen. Zu geschweigen noch vieler anderer närrischen Meynungen / daran sie so festiglich gläuben / daß sie sich tausend mahl eher das Leben nehmen lassen / als von solcher Thorheit abstehen sollen.

LXVI.

Der ziemlich in einen Felsen gehauene Tempel.

IN den Peruanischen ist ein viereckichter Tempel / welcher allenthalben mit einer Mauer 250. Schritt weit ümgeben. An einer Ek-

ken

ken dieses Tempels war ein Eß-Saal 45. Schuh lang/und 22. breit/daß Obdach schien gleich als mit Stroh und Spreu gedecket / welchem die Kunst so wunderlich nachgeafft/daß mancher eine Wette darauf wagen solte/es wären natürliche Spreue. Dieser grosse Tempel und Speiß-Saal ist/welches verwunderns werth/aus einen einigen Felsen-Stein gehauen.

LXVII.

Die dem Vorgeben nach in Stein verwandelte Menschen.

NIcht weit davon siehet man viele steinerne Manns- und Weibs-Bilder / von unterschiedliche Gebehrden und Stellungen / etliche stehen / etliche sitzen / theils trincken / theils gehen gleichsam über einen Bach. Andere umfangen ihre Kinder / und helffen ihnen / noch andere tragen dieselbe auff den Rücken / andere gebehrden sich noch anders / dieses soll aber nicht zu der Peruanischen Bau-Kunst mit gehören ; sondern die Peruaner halten dafür : Es wäre diese Menschen-Schaar um ihr abscheulichen Laster und Unthaten willen / darunter das letzte gewesen / daß sie einen fremden Ankömmling mit Steinen bewilkommet hätten/ also in Stein verwandelt worden. Nierem-berg. Hist. Nat.

LXVIII.

Das Mollucciſche Baum-Brodt.

IN der Moluccischen Insul Ternate wächset eine Art Bäume / deren Holtz gar weich

und zart seyn soll/ daß es gar leichtlich kan zerrieben werden / solches pflegen die Inwohner in kleine Späne und Schiefer zu hacken / das Gehackte in einen Mörsel zu stossen / bis daraus ein subtil Mehl wird / von welchen die Einwohner kleine Brödte/ backen / einer Hand groß in viereckichter Forme womit der Orten die Einwohner ihren meisten Handel und Nahrung treiben sollen. **Grudmanns** Gesch. Schule. p. 33.

Happelius in seiner Relat. Curios. part. 2. p. 26. gedencket auch dieses Brodts / wiewol etwas anders / und schreibt / daß die daselbst angeländete Europæer, daselbst Stauden gesehen / deren Stamm so dicke / als etwan eines Mannes Hüffte / und zehen Schuh hoch/welche sich oben in den Gipffel gantz rund zusammen ziehet / und wie ein Kohlkopff ausschlägt / mitten in denselben zeuget die Natur ein weiß Mehl / davon sich die dürfftigen Leute / in solcher Insul erhalten. Diese sammlen das Mehl fleissig ein/ sprengen ein wenig Wasser drauff / und lassen es säuren / hernach kneten sie es / thun es in gewisse steinerne Formen/und setzen es zum Feuer/ um welches sie einen grossen hauffen Kohlen schütten / und backen es also gahr.

Clusius hat etliche Stücke von solchen Brodt/ welches man ihm aus fernen Oertern gebracht/ gesehen / deren etliche einer flachen Hand groß/ waren / und eines Daumens dick / von den armen Tertanen soll dieses Brodt gantz heiß und frisch gegessen werden / wann es aber hart worden/

den / wird es in warm Wasser geworffen / in welchen es erweichet / und hernach als ein Brey verzehret wird: Ermeldter Clusius, hat im Anfang keinen sonderlichen Geschmack darin finden können / aber hernach als er ein wenig Pfeffer / Caneel / und Zucker hinzu gethan / habe es ihm sehr wohl geschmecket / so / daß es mancher für eine Delicatesse halten möchte. Clus. lib. 1. Exotic. c. 3. p. 8. & 9. It. Hist. Ind. lib. 6. c. 11.

Olearius aber meldet / daß sie dieses Art Mehl mit ein wenig Reiß vermischen / und also Brodt davon in viereckichter Form backen. Adami Olearii Anh. und Beschr. etlicher Oriental. Insuln. p. 154.

Mercklein schreibet / daß nicht allein die Einwohner der Ternaten Insuln / sondern auch die Jambonesen sich des Brodts von der Wurtzel eines Baums (daraus man den Safft presset / und den man hernach trucknet) gemacht wird / bedienen. Vide dessen Ost-Indische Reisen. pag. 441.

Dieser Baum ist an den meisten Oertern in Indien unter den Nahmen Sagu bekandt / und berichtet Marcus Polus von Venedig / daß er dergleichen Art Bäume im Königreich Fansur, in der Insul Java Minor gelegen / gesehen / welche so groß / daß sie von zweyen Männern kaum mögen ausklafftert werden / denn wenn man denselben die Rinde nimmt / so sehr dünne ist / findet man alsdenn ein überaus schönes Mehl / davon man gut Brodt gebacken / und auch Speise gekocht /

die er öffters mit Lust gegessen Lib. 3. c. 29. von den Morgen-Ländern.

Pat. Martinus Martinius, da er handelt von der Provintz Qvensi, beschreibet einen Baum Qvenglang genandt/ der in itztbesagter Provintz häuffig wächset/dieser hat an statt des Korn ein weisses Marck/ so den Mehl allerdings gleichet/ auch an statt des Mehls/ zumahl da es nicht unannehmlich schmeckt/zu allerhand Speisen dienet. Atlant. Sinic. p. 145.

LXIX.

Der zum Fischfangen dienliche Fisch.

IN den Indianischen Meer/ wird ein Fisch gefunden Reverso genandt/ der einem Ahl von Gestalt nicht ungleich seyn sol/ ohn allein/ daß er einen grossen Kopff hat/ und daran ein Häutlein gleich einem Beutel trägt/ welcher 3. Spannen lang/ und schwartz von Haut/ darzu mit einen scharffgrätichen Schnabel/ zweydrittel eines Schuhes lang gerüstet/ mit welchen er die andern Fische anpacket. Dieses Fisch-Räubers bedienet man sich auff gedachten Meer zum Fischfang/ und zwar auff folgende Weise: Die Einwohner des Landes/ halten ihn am Schiff gefangen an einem Strick/ also/ daß er gleichwohl unter Wasser bedeckt schwimmet/ weil er die Lufft gar nicht ertragen kan. Wenn nun ein Fisch oder Schnecke (die dieses Orts so groß wie die Schilde) wird verspühret; Lässet man den Fisch loß/ welcher alsdenn geschwinder als ein Pfeil nach

nach dem andern Fisch oder Schnecken / hinab scheust; selbige in seine Taschen / davon anfangs gemeldet/ verwickelt / und sie dermassen hart und fest hält/ daß ihm dieselbe durch keine Krafft noch Gewalt zu entreissen; sondern man muß ihn samt der Beute nach gerade aus dem Wasser herfür ziehen / darauff er / als der wie gesagt / Lufft scheu ist / den Raub alsobald fahren läst. Pet. Martyr. lib. 3. Decad. Ocean. Erasm. Francisci Lustige Schau-Bühne/ part. 1. Colloq. 4. pag. 805.

LXX.

Das wunderns-würdige *Echo.*

DJe Abyssinische Historien des Johan Paes und aus denselben Kircherus in Musurgia berichten: Daß in den Bergen Gojamæ ein Felß gefunden werde/ der von Natur also ausgehölet/ daß er einem / welcher ihn von ferne anschauet/ wie ein Spiegel vorkommt: Gleich gegen diesen über/ findet man einen andern Felsen / auff dessen Spitzen nichts so heimlichs kan geredet werden / daß man nicht hören solte: dafern aber ihrer etliche daselbst schreyen/ wird der Schall so starck/ gleich thäte ein grosser Kriegs-Heer ein Feld-Geschrey. Welche Gelegenheit dis Orts die heydnischen Götzen-Pfaffen zum Vortheil ihres Betrugs genommen: indem sie die Leute auff die Spitze des Berges gesetzet / und solcher Gestalt von zukünfftigen Dingen durch den Mund des Echo mit ihnen geredet.

LXXI.

LXXI.

Die zierliche / aber einen tödtlichen Gifft hegende Spinnen.

JN den Philippinischen Insuln sind kleine Spinnen / die im Glantz mit dem Golde eiffern / und mit rothen Tipfflein zierlich bestreuet sind / unter solcher guldenen und vielen kleinen Rubinen besetzten Haut / wohnet gleichwohl ein tödtlicher Gifft / denn / wem sie ihres Stachels vergiffte Spitze zu prüfen geben / der wird rasend und unsinnig / auch erstarren denselben offtmahls alle Glieder wobey er zugleich grosse Angst und Schmertzen dulden muß.

Auff einer Virginischen Insul / welche man die Sommer-Insul nennet / findet man ebenfals wunder schöne Spinnen / die in einer so zierlichen Haut stecken / als ob sie in Gold und Perlen gekleidet wären / aber mit ihren Stachel verwunden sie die Menschen tödtlich. Diese spinnen / so grob Gewebe / daß sie Turtel-Tauben darin fangen können. Francisci Seel. Ruhest. part.1.343.

Die gröste Art Brasilianischer Spinnen / ist mit schwartzen Haaren bewachsen / die so schön und weich / daß es scheinet / sie tragen eine schwartze Sammiten Decke / aber bey dieser Schönheit hegen sie einen solchen tödtlichen Gifft / daß / wer sie nur ein wenig berühret / stracks mit ihren gifftigen Speichel besprützet wird / welcher die Haut hefftig brennet und erhitzet. Solte aber

dieser Gifft einen Menschen in die Augen kommen/ wird er ohnfehlbahr blind davon. Id. Ibid.

LXXII.

Der weinende Fisch.

BEy Changte in der Provintz Honan, hat man ein Fisch Hajul, das ist das kleine Kind genandt/weil er/wenn er gefangen wird ein Gelaut von sich giebt/ wie ein weinendes Kind. Neuhoff China. pag. 380.

LXXIII.

Der *Americani*sche selten fliessende Brunne.

IN der Landschafft Chiapia, oder Tafica, hat es einen Qvell-Brunnen/ der gewöhnlich 3. Jahr stetig fliesset; es regne/ oder regne nicht/ und nachmahls auch eben so lange trocken oder verrüchtet ist/dis thut er Wechselweise; ist übrigens ein gar gut und gesundes Wasser zu trincken. Dappers America.

So hat es auch in Peru auf dem Gebürge Pira einen berühmten Brunnen Pypuilo genandt; Dieser fliesset alle Nächte des gantzen Jahrs mit gnugsamen Wasser/ des Tages aber ist er trucken. Happ. Rel. Curios.

LXXIV.

Die Grausamigkeit und Gestalt der Tieger-Thiere.

ES werden die grimmigen Tieger-Thiere zwar an vielen Orten in Africa, Asia, und Ameri-

America gefunden/ doch nirgend grösser / wütriger und stärcker / als in Ost-Indien / im Königreich Bengale, in der Provintz Junnam, und in China gefunden. Es schonen diese reissende Thiere weder Menschen noch Viehe so ihnen begegnen/ und die sie erhaschen können. Doch hat die gütige Natur/ wie in vielen andern Fällen also auch hier/ ein Mittel gezeiget/ ihren Muth und Grimm zu entfliehen/ nemlich dieses / es läufft immerdar neben ihnen her ein kleines Thierlein/ welches durch sein stetswärendes Blaffen ihre Gegenwart/sonderlich wenn es in den dicken Buschen liegt und auff den Raub lauret / gleichsam anmelden muß / wie denn auch / so bald die Leute dis hören / eilend die Flucht nehmen / und sich salviren. Ob auch schon ihr Wüten und Toben fast in keinerley Weise zu bendigen / so hat doch gleichwohl auch hier die Natur ein Mittel verschaffet/ihren Grimm zu wider stehen. Es ist dieses sonst grausame Thier um die Lenden so schwach / daß/ so es der Orten mit einen Prügel geschlagen wird / dadurch in Ohnmacht sinckt/ und sich gewonnen giebt.

Die Furcht aber/ und das Schrecken so die Einwohner in diesen Lande vor den Tieger-Thieren haben / ist nicht auszusprechen / und geben sie dannenhero diesen Thieren mancherley Nahmen/ vermeynende/ daß wann sie dessen eigenen Nahmen im Munde führeten / sie alsobald würden zerrissen werden.

Diese Thiere sind grausamer denn die Löwen/

und

und stellen Menschen und Vieh hefftig nach / ja / verfolgen dieselben bis in die Hütten und Häuser. Wenn sie nun einen Menschen erhaschen / schlagen sie ihre Vorder-Klauen in des Erhaschten Schulter/und schleppen ihn weg / wie die Katz die Mauß.

In Bengalen sind sie so groß/ wie ein Kalb/ das Haupt und die andern Glieder sind den Katzen gleich/ aber alle viel scheußlicher und grösser. Sie haben Klauen/wie die Löwen/und eine weiß-schwartze gesprenckelte/ auch wol rohte Haut/ die sehr gläntzet / welche auch deswegen von den Einwohnern in grossen Wehrt gehalten werden.

LXXV.
Die Tieger-Jagt.

DAmit aber dieser grausamen Thiere nicht zu viel werden / ziehen die Bengaler, wie auch andere Indianischen Völcker zu weilen auf die Tieger-Jagt / mit einer grossen Menge Volcks / so wol Beschwerern / Trommelschlägern / Spiel-Leuten / als auch Zusehern / wovon die ersten vorher offt wunderliche Grillen machen / bis sie durch ihr Beschweren ein oder mehr Tieger-Thiere / an einen gewissen Ort herbey gelocket / dieselben hernach fangen/und denn mit sich wegführen. Walth. Schultzens Ost-Indis. Reise-Beschr. pag. 207. lib. 2. cap. 16. Neuhoffs Allgemeine Beschr. des Reichs Sina p. 374.

LXXV.
Die lächerliche Küh-Hochzeit.

Eine lächerliche und grosse Thorheit begehen die Benjanen mit Verheyrahtung der Kühe / sintemahlen sie denselben ordentliche Hochzeit machen / und ihnen offt mit vielen tausenden Ducaten/ solche ausrichten.

Gemeiniglich aber geschicht die Copulation oder Trauung des Viehes/ weil es noch jung und Kalbisch ist / doch daß die Kälber nicht unter ein Jahr alt seyn: Es wird dieselbe auf folgende Weise verrichtet : Man bindet ihnen Stricke um den Hals/ und führet sie dabey an das Ufer eines Wassers/ läst sie ein wenig hinein gehen ; und wäschet sie eine gute Weile.

Immittelst stehet ein Pfaff am Lande / nach welchem die Thiere ihre Köpffe zukehren müssen / schreyet ihnen zu / und macht wunderliche Hand-Gebehrden. Die Freunde schüren unterdessen auf dem Lande ein Feuer an/ und setzen sich rings herum: eben/ wie bey der Hochzeit ihrer nächsten Verwandten. Der Pfaff tritt endlich auch zu solchen Feuer in den Kreys hinein / richtet seine Spicereyen zu ; wirfft Sandel, Benzor und Aloe ins Feuer.

Nach Verrichtung dessen / begibt er sich wieder an den Rand des Wassers: da man ihn alsdenn die Kälber entgegen führt / und solcher gestalt hält/ daß die vordern Füsse auf den Lande / die hintersten aber im Wasser stehen bleiben. Denn bindet

det er beyden Kälbern / nach Abnehmung der alten / einen neuen Strick um den Hals / folgends werden die Mäuler der Thiere an einander gehalten / und ihre Stirnen von den Pfaffen mit einem gelb-färbigen Strich gezeichnet.

Hiernechst führt man die Kälber etliche mahl um das Feuer herum. Der Pfaff aber / welcher sich wiederum in den Kreys gesetzet / lieset indessen etwas aus einem Buch / mit abendtheurlichen Geberden. Nachmahls stehet er auf / nimmt eine kupfferne Glut-Pfanne voll glühende Asche: wirfft allerhand wohl-riechende Sachen darinn; beräuchert damit die getrauten Kälber unter den Kopff / Bauch und Schwantz: gehet hernach fünffmahl ums Feuer herum / und murmelt. Endlich müssen sie Schwantz an Schwantz halten / welche er gleichfals beräuchert.

Nachdem alle diese lächerliche Trauungs-Ceremonien vollenbracht / fuhret man das Viehe wieder nach Hause: dem viel alte und junge Leute / auch Kinder beyderley Geschlechts nachfolgen / und zu dem Hochzeit-Mahl / welches die Herren der Kälber dagegen angestellet haben / erscheinen.

Man muß aber wissen / daß diese Vieh-Copulation grössern Theils daher entstehet / daß sie dieses Vieh / als Kälber und Kühe / für heilig achten / deren Bildniß mit grosser Ehrerbietung anbeten / ja gar alles / was an denselber ist / für heilig schätzen. Gemeldte Benjanen haben den Gebrauch / daß sie in einen besondern Monat die Kühe mit

Reiß/ der noch im Stroh ist/ futtern; hernach den Mist von ihnen sammlen: denselben in eine Siebe waschen / und die noch unverdauete Körner / so im Siebe nach Abgang des übrigen Unflats bleiben / dürren; über welche nachmahls der Pfaff den Segen spricht. Von der Zeit an / werden von solchen faulen Heiligthum Küchlein gebacken/ und den Krancken eingegeben/ zu einer kräfftigen vermeynten Artzeney.

Volqvard Iverſon hat einsmahls in acht genommen/ daß die Weiber der Benjanen auch aufgepasset/ und mit allem Fleiß darauf gewartet / wenn solches vertraute Vieh gestallet / alsdenn geschwind mit einem Geschirr/ etliche auch mit der Hand den Harn aufgefangen / ein grosses Gereiß darum gehabt / und ihn getruncken/ als ein heiliges und zur Fruchtbarkeit dienliches Getränck. Eraſm. Franciſci Sitten-Sp. p. 960. Arnkiels Cimbriſche Heiden-Religion/ cap. 19. p. 124. Beyde aus Volqvard Iverſon Orientaliſ. Reise-Beschr. lib. 4. à Clariſſ. Oleario edit. c. 13. p. 207. 208.

LXXIII.
Die wunderlichen Schiffe der *Javaner*.

DIe Javaner haben eine Art von Schiffen/ darüber sich ein Europæisches Auge billig verwundert: Fürnemlich ihrer Geschwindigkeit halben/ welche ihnen auch bey den Niederländern den Nahmen erworben/ daß sie Flieger / oder Fliegende

genen-

genennet worden. Die Javaner sitzen nicht in denselben/ wie die Holländer/ sondern hucken nur/wenn sie fahren/in den kleinesten Kahnen können acht Personen schiffen. Von fornen und hinten sind sie zugespitzt; haben nur einen Mast/ daran ein strohernes langes Seegel / so mehrentheils mit zweyen Stangen auf beyden Seiten in die See gerichtet/ an deren Spitzen ein Bambus gebunden ist / so das Schiff hält / daß es weder untersincken noch umschlagen kan. Angemercket / der Bambus wie Pantoffel-Holtz immer oben schwimmet / und kein Wasser fasset / als der anders nichts ist / denn ein Rohr / welches so dick / wie eines Menschen Bein bey den Waden / und auf freyem Felde Puschweise wächset/ auch so hart ist/ daß wenn man einen solchen Pusch anzündet/ es nicht anders krachet / als wenn ein gantzes Krieges-Heer eine volle Salve gebe.

Eben von diesen Bambos machen sie gantze Flössen/ darauf man Fische nach Batavia führet/ hencken und binden dieselbe gar artlich und füglich zusammen mit Stricken von Figuer; welches ein Baum-Mooß ist/ so sich fest und steiff winden läst / von 12. bis auf 18. Daumen dick/ als wie es ein Seiler nimmermehr machet. Mit eben denen binden sie obgemeldte Schiff-Seiten-Bretter/ ohne andere Nägel und Banden / und dennoch gleichwol so fest / daß nicht leicht ein Tropffen See-Wassers hindurch dringt. Joh. Jac. Saar, c. 2. seiner 15. jährigen Ost-Indis. Kriegs-Diensten.

LXXVIII.

Die seltzame Jagt / so der König von *Franziane* mit Frauens-Personen anstellt.

WEnn der König von Franziane, welcher des von Pegu Nachbar/ vielmahls auch wol sein Vasal ist/ auf die Jagt zeugt/ so reiten hundert Frauens-Bilder vor ihm her/ welche Bogen führen/ und so gewiß zielen/ daß sie auch einen Pfenning treffen. Auf welcher Jagt Amor offtmahls auch seinen Bogen spannt/ und mit den Augen dieser Hof-Damen/ welche gemeiniglich so wol die schönsten / als tapfferſten in Indien / manchen Cavallier nach dem Hertzen ziehlt.

Solche Jagt dieses Königs gehet mancherley Thieren / und unter andern den Affen auch auf die Haut. Selbige Affen haben ein Haar wie Seide. Ihre Jungen hangen ihnen so fest am Halse / als ob sie daran gebunden oder geleimet wären. Desgleichen findet man daselbst schöne schneeweisse Meer-Katzen/ die sich sehr poßirlich anzustellen wissen / daß es scheinet / ob wolten sie Gnade bitten. Wenn ihnen nur die Königliche Leib-Wacht / welcher ihre Art bekannt/ zu weilen ein Zeichen gegeben/ sie sollen sich auf die Bäume reteriren/ thun sie solches in einem Augenblick/ und zwar in einer solchen Confusion, daß sie über einander steigen und lauffen. Es sind solcher Meer-Katzen eine grosse Menge/ so daß es scheinet/ als wenn die Bäume von sol-

chen

chen beschneyet. Vincent. le Blanc. cap. 28. seiner ersten Reise.

LXXIX.

Der Elephanten-Fang.

Die Elephanten werden nicht von allen Völckern auf einerley Art und Weise gefangen.

Die Indianer fangen sie theils in gemachte Gruben/ und soll solche Weise zu fangen im Königreich Congo gebräuchlich seyn. Die Barbarn selbiges Orts machen einen grossen Graben/ der oben weit/ unten aber enger zusammen geht/ damit der Elephant keine Macht habe heraus zu springen. Diese Fallen bedecken sie mit Kräutern und Zweigen/ so den Elephanten vor andern am angenehmsten; um ihnen den Betrug desto besser zu verbergen/ daß sie sicher und ungescheut hinüber gehen; Bey sothaner Elephanten-Fang hat sich Lopez einsten selbst persönlich befunden/ und berichtet diese merckwürdige Begebenheit: Ein junger Elephant war in dergleichen Gruben einer hinein gefallen/als der Alte/ sein Vater solches siehet/wil er ihn mit Gewalt wieder heraus ziehen/ und wendet/ ob ihn die Jäger gleich mit grossem Geschrey abzuschrecken meynen/ seine äusserste Kräffte dazu an. Nachdem er aber siehet/ daß alle Mühe vergebens/ und nichts auszurichten/ füllet er den Graben mit Erde/ Steinen und Bäumen/ bis oben

gantz zu / wolte also sein Kind lieber todt / als in gefängliche Dienstbarkeit sehen. Lopez.

Eine andere Art / die Elephanten zu fangen / gedencket Daniel Parthey, in seiner Ost-Indis. Reise cap. 4. pag. 68. folgender gestalt: Wann der darzu bestelte Jäger-Meister eine solche Jagd vor hat / so müssen seine Untergebene Holtz aus dem Wald hohlen / welches nicht gleich weglodert / wenn es angezündet ist / sondern man läst solches nur eben glimmen. Solches Holtz legen sie auf die 4. bis 6. Meilweges / wo sie die Elephanten herjagen wollen / weil sich selbige sehr für den Feuer fürchten / ja / nicht einmahl über dasselbe schreiten / zu Ende des Feuers wird ein starcker Krall gesetzet / folgender Gestalt: Nemlich sie pflöcken starcke grosse Bäume gegen einander über / auf beyden Seiten / gleich denen Stacketen eng zusammen / und starck verwahret / in welchen die Elephanten / wie umzäunet / stehen müssen / so daß / wann ein Elephant einmahl darinn / sich nicht wieder umkehren / noch heraus kommen kan / weil zu Ende desselben dieses Stacket mit vier grossen Riegeln verwahret wird; wenn nun ein Elephant / den man verlangt / darinnen ist / will solcher immerzu fortgehen / in Hoffnung durchzukommen; so bald er aber das äusserste Ende erlanget / lauffen geschwind etliche Schwartzen mit kleinen Spiessen zu / und schieben auch von hinten einen Riegel vor / daß er also weder hinter noch vor sich mehr kan. Wann nun deren etliche geschlossen / so befiehlet der Elephanten-

ten-Fänger / die schon darzu abgerichtete zahme Elephanten herbey zu bringen / deren dann auf jeder Seiten des Nohtstalls einer / von dem darauf sitzenden Schwartzen durch einen krummen Hacken getrieben wird / mit einem grossen viermahl um den Hals geworffenen Seil / dergleichen auch den wilden Elephanten umgeworffen wird / jedoch mit grosser Mühe / daß es auch offt einen halben Tag währet / ehe man ihm ein kleines Stricklein / an welchen das grosse gebunden / am Hals wirfft. So bald als der Elephant umfesselt ist / wird ihm auch am hintern Fuß ein Strick gelegt / an welchen bey die zweyhundert Schwartze fassen / und so lange halten / bis bey dem Ausgang die vorderste Riegel ausgezogen werden. Alsdenn vermeynet der Elephant geschwind durchzubrechen / weil er siehet / daß er Lufft hat / er wird aber alsdenn erst recht fest gebunden. Wann er nun verwahrt gnug ist / machen sie den hintern Fuß wieder frey / damit er zwischen den zween Zahmen fortgehen kan / darauf eilet man mit ihm fort zum Qvartier / wo er recht zahm gemacht werden soll.

Ehe aber der Elephant ins Qvartier kömmt / stehet ein grosser mit Steinen umgebener Baum unterwegens / unter welchen die Schwartzen jezu weilen ihren Abgott den Teufel zu opffern pflegen; Dieser Baum wird von ihnen der Peschar-Baum genannt / bey diesen halten sie mit den Elephanten still / bis zwey vermasqverirte

Tantz-Meister gantz mit Schellen umhänget / kommen / die für den wilden Elephanten tantzen und springen / endlich aber stille stehen / und demselben auf ihre Sprache also anreden: Er solle sich nicht so wild stellen ; An statt daß er bishero sich in dem Wald im Regen und Wind müssen aufhalten / solle er nun in einem Haus / und unter ein Dach stehen. An statt / daß er habe etliche Meile nach Wasser gehen müssen / solle er jetzund alle Tage zweymahl geträncket / und mit genugsamer Kost versehen werden. Hierauf stehet der Elephant gantz entzücket still / gleichsam als wenn er bezaubert ist / gibt sich endlich gutwillig darein. Darauf bringet man einen grossen Zuber mit Wasser / giessen solches den Elephanten übers Leib / tauffen ihn also / und geben ihn einen Nahmen nach den Herrn des Landes / darauf wird er in seinen Stall gebracht / bis er recht zahm wird / solches aber hat zu weilen noch ein halbes / ja öffters noch ein gantzes Jahr Zeit / bis er recht zahm wird / daß man ihn trauen kan / alsdenn läst man ihn allererst loß gehen.

Garzias von Orta beschreibet noch eine andere Manier / die der König in Pegu führet / der Elephanten fähig zu werden. Man zimmert in der Stadt viele Elephanten-Kercker / aus höltzern Balcken / zwischen welchen so viel Raum bleibet / daß die Leute leicht / der Elephant aber gar nicht hindurch kan. Hernach lassen sie etliche Elephanten hinaus in den Wald / die vorher bedrohet werden / daß sie sich nicht gelüsten lassen sollen / in dem

Wal-

Walde sich mit den wilden Elephanten zu vermi-schen / sondern ihnen durch ein Zeichen den Bey-schlaff verheissen sollen/ wenn sie in ihre Ställe oder Stadel gekommen / gestaltsam dann ohne das die Elephanten von Natur gar schaamhafft / und sich nicht anders denn im Verborgen vermischen: auch da sie jemand darüber betreffe / gantz grimmig auf ihn ansetzen.

Bevor aber die Weiblein hinaus gehen/ wer-den sie an gewissen Gliedern mit Oel bestrichen / über welchen Geruch die Männlein sie so lieb gewinnen/ daß sie für grosser Brunst ihnen aller Umstehenden ungescheuet folgen / und mit ihnen in besagte Ver-sperrungen gehen.

So bald sie daselbst angelangt / stehen etliche bereit / ihnen die Fesseln anzulegen / und den Aus-gang zu vermachen. Darnach gehen die Weib-lein wieder in ihre Ställe/ welche nahe bey dem Ge-fängniß/ und über eines Elephanten nicht groß sind/ auch alsobald von den Jägern zugeschlossen wer-den. Nach dem Abtritt der Elephantinnen/ merckt der Elephant / daß er betrogen und gefangen / hebt darauf an gar hefftig zu wüten / und braucht allen Gewalt / wieder loß zu kommen. Daran die Zu-schauende keinen geringen Lust haben/ zu sehen/ wie die Bestie seufft und weint/ auch hin und wieder zu-rück läufft/ bis ihr von vieler Arbeit der Schweiß aus allen Gliedern bricht/ und gantz ermüdet.

Wenn nun der Jäger endlich diesen Fremd-ling

ling in einem Stall bringen will; führet er abermahl das Weiblein herbey/ welches vorher gehen/ und ihn an seine Stelle einführen muß. Dieser Stall ist ebenfalls nicht breiter/ als vor einen Elephanten / derhalben das Weiblein an der andern Seiten wieder heraus gelassen / der Elephant aber so lang darinn gelassen / bis er von Trauren und Hungern (angesehen sie in etlichen Tagen nichts fressen) gezähmet: welches gemeiniglich in acht Tagen geschicht. Alsdenn gibt man ihm seine Wärter zu/ die ihn zum Krieg und allerhand andern Gebrauch abrichten.

Eben dieser Garzias von Orta erzehlet noch ein andere Art / aus Relation einer seiner guten Freunde / der zweyen unterschiedlichen Elephanten-Jagten des Königs von Pegu beygewohnet. Derselbige König hat den Platz und Umkreiß / daß die Elephanten weiden gehen / mit einer gewaltigen grossen Menge Volcks lassen ringweiß umgeben. Dieses Volck schleust allgemach einen engern Kreiß/ und zeucht sich nach gerade immer mehr und mehr zusammen/ bis sie endlich nicht allein eine grosse Anzahl Elephanten (inmassen bey damahliger Jagt in die vier tausend zugleich gefangen) sondern auch andere Thier/ als Löwen/ wilde Schweine/ Tieger/ ꝛc. theils lebendig/ theils todt von den Pfeilen erschossen/ einschliessen und bekommen. Von den Elephanten hat der König zwey hundert behalten/ die übrige/ so wol Alte als Junge wieder frey gelassen / damit er das Land nicht gantz leer davon machte.

Diese

Diese hat man also gebändiget: nachdem sie in vorbeschriebene Kercker eingesperret / wurden ihnen Stricke / von Weiden-Zweigen geflochten / um die Füsse und Zähne gebunden / daß sie sich nicht regen kunten. Hernach tratt der Meister herzu / stieß sie mit Füssen / schmiß mit einen Bengel weidlich darauff: drohete danebenst / wo sie nicht gehorchen wolten; sie ohnauffhörlich also zu prügeln / und endlich gar mit Hunger zu ertödten: würden sie aber gehorsam seyn / verhieß er ihnen Futter / und sie mit Oel zu bestreichen. Nachmahls wusche man sie ab / und gab jeglichen zween andere Zahme zu / zwischen welche sie zur Disciplin angewehnet wurden.

Die jünger / (wie eben dieser Autor meldet) werden gemeiniglich also: zuweilen aber auch / durch gütlich thun / besänfftiget: Die Alten hingegen / sonderlich die / so gar zu sehr wüten / in weiten Häusern beschlossen / darinnen es viel enger Thüren gibt: in welchen die Elephanten-Zwinger stehen / und sie mit Pfeilen verwunden / bis sie von Hunger und Wunden schier halb todt. Diese deutet der Meister hernachmahls an / es geschehe solches alles / daß sie ihre Wildheit ablegen sollen / und verspricht ihnen wohl zu thun; im Fall sie sich werden niederlegen. Alsdenn legen sich die Elephanten / lassen sich abwaschen / schmieren / und speisen / werden hernach zum öfftern gefragt mit freundlichen gelinden Worten: Wie sie sich gehaben? Was sie verlangen? Mit der Weise bringt man sie allgemählich zum Gehorsam. Erasm. Francisci Lustig.

stig. Schau-Bühne. Part. I. Colloq. 2. pag. 240.

Noch viele andere Arten des Elephanten-Fanges / könten aus des Taverniers, Thevenots, Schultzen, Dappers und andern berühmten Reise-Beschreibungen angeführet werden / da ich nicht befürchtete / es möchte die Menge von einerley Sachen / den geehrten Leser einen Eckel erwecken / wenden uns derohalben zu einer andern Materie / welches seyn soll:

LXXX.
Der nützliche Kokos-Baum.

UNter allen Geschöpffen in der Welt / ist wohl keines / in welchen die Natur mehrern Nutzen gelegt / als den Kokos-Baum. Es ist derselbe capabel (weil mehr als tausend Nutzbarkeiten an ihm zu finden /) das Menschliche Leben zu erhalten / weil man nicht allein von denselben essen und trincken / sondern auch das übrige / was zu solchen dienet / nehmen kan. Dieser Kokos / oder Klappus-Baum / wächset gar häuffig in den Asiatischen Königreichen ; Er hat selten einen geraden / mehrentheils aber / einen krummen Stamm / der 5. 6. / biß-weilen auch wohl 7ben Fuß dick ist / und eine Höhe öffters über 50. Schuh erreichet / hergegen ist seine Wurtzel kurtz / schmal / und kaum mit Erde bedecket / daß man sich billig verwundern muß / wie diese hohe und starcke Bäume auff so kurtzen und schwachen Wurtzeln / so hoch in der Lufft stehen können / und nicht durch derer und deren Früchte Schwerheit / wie auch durch gewaltige Sturm-

Sturm-Winde zur Erde geworffen werden / wozu noch dieses komt / daß das unterste der Stämme bey der Erden nicht dicker ist / denn das oberste / daran die Frucht hanget.

Die Rinde ist Aschenfärbig / das Holtz hat einen süssen Milch-weissen Safft / wornach die Ameisen / wenn der Baum umgehauen häuffig lauffen / der Stamm hat keine Zweige / sondern hat oben umher / funffzehen / zwantzig / und mehr grosse Blätter / so theils auffwerts stehen / theils herab hangen. Jedes Blatt ist sechszehen Fuß lang / und am Stamm schier einen Fuß dick. Ein solches Blatt bestehet aus vielen andern Blättern / so in einer Reihe gegeneinander über sitzen. Zwischen den grossen Blättern komt oben am Gipffel des Baums eine Scheide / zween Fuß lang / welche am Ende spitzig zu läufft / und anfänglich grün / nachgehends aber / roth ist / und sich endlich selbst eröffnet / ehe aber solches geschiehet / siehet man inwendig einen gar schönen Stengel oder Stiel / ein Fuß und drey bis vier Finger dick / der aus vielen Zweiglein bestehet / welche von der Natur gar subtil zusammen gefügt / und wie eine grosse Korn-Aehr anzusehen ist.

An diesen Zweiglein hafftet was dreyeckigtes / so groß / wie eine Mandel und weiß von Farbe / woraus hernach Blumen / und endlich Nüsse werden / denn wenn gemeldte Scheide berstet / breiten sich die Zweiglein von einander / und lassen gelbe Blumen sehen. Aus den Blumen werden die

die Kokos-Nüsse / welche hart / schwer / und offt grösser als ein Menschen-Kopff sind / und bey hauffen gar feste oben am Stamm hängen. Auswendig um die Nuß sitzet eine dicke / mürbe / faselichte und zähe Schale / worauff eine höltzerne folget: wenn man diese letzte / wenn die Frucht noch unreiff durchsticht / fleußt sehr viel süsses Wasser heraus / welches frisch eingetruncken / den Urin hefftig treibet / so es aber darinnen bleibt bis sie reiff wird / ist es der Kern / der wie eine geronnene Milch alsdenn in der höltzernen Schalen sitzet. Dieser Kern ist süsser / denn der beste Europäische Nuß-Kern / gibt eine treffliche Nahrung / und erqvicket wunderlich die abgematteten Glieder : dahero er von den Seefahrenden Leuten / so auff der langwierigen Reise von Scharbock und andern Seuchen Krafftloß werden / vielfältig gebrauchet wird. Selbiger ist feucht und warm / und wird ein Oel daraus gepresset / so an Krafft und Tugend allerdings den süssen Mandel-Oel gleicht / und dahero in gantz Ost- und West-Indien / beydes eine gute Speise / und heilsames Artzeney giebt. Wann man dieses Oel einnimmt / dienet es wider die Mängel der Brust / und öffnet den verschlossenen Leib / sonderlich hilfft es denen / so von Fallen oder Schlagen inwendig Schaden bekommen haben.

Oben auff der Spitze des Stammes / wächset ein schnee-weisses Marck / nicht anders wie ein klein Bäumlein / welches in einer Scheiden oder Häußlein verstecket / eben wie unser Baumkohl

Kohl schmecket/ wenn dieses Bäumlein abgebrochen wird / verdorret der gantze Stamm / welches sonst nicht leicht geschiehet.

Dieser Baum ist ein rechtes Wunder der Natur / denn von den auswendigen mürben und faselichten Schaalen der Kokos-Nüsse / machet man kleine und grosse Schiffs-Seile / die im saltzen Wasser gar lange dauren / und fast unvergänglich sind: Sonderlich aber ist merckwürdig / daß dieser Baum alles verschafft/ was zu einem Schiffe / so wol seiner Zurüstung als Ladung betreffend/ erfordert wird: Von den Stamm werden die Masten/ Bretter / und Steuer-Höltzer; von den Faseln der äussersten Schaalen die Schiff-Seile gemachet/ und die Frucht selbst gibt zuletzt die Ladung/ die Schaale der Kokos-Nüsse dienen zu Flaschen und Trinck-Geschirren; den Tranck gibt der Baum ebenfalls / welchen sie artlich aus denselben zu zapffen wissen; dieser Safft wird/ wenn er etliche Tage stehet / durch der Sonnen-Hitze zu einen guten Eßig / wenn er aber gekochet und gedistilliret / zu einen köstlichen Branntwein. Sie wissen auch Nehenadeln von denselben zu sammlen / ja es sind so gar die Blätter dieses Baums nicht ohne Nutzen/ denn von dieselben werden Segel/ Matten und Dach-Ziegeln geflochten. **Walther Schultzen** Ost-Indis. Reisen lib. 2. cap. 7. pag. 172. Thevenots Ost-Indis. Reisen/ lib. 1. cap. 8. pag. 33. Neuhoffs Sina pag. 366. Dampiers Reise um die Welt / part. 1. cap. 1. pag. 536. Ta-

landers Historischer Welt-Sp. cent. II. Hist. 97. pag. 1097. Happel. Mund. Mirab. part. 1. lib. 4. cap. 76. pag. 800.

LXXXI.

Der *Ceylaner* Manier / einen Eyd schweren.

IN Entscheidung schwerer und zweiffelhaffter Sachen legen beyde Partheyen der streitigen Cingalaien einen Eyd ab / entweder in ihren Tempeln vor den Götzen/ oder mit heissen Oel. Diese letztere Art / weil sie merckwürdig ist / wird von dem Autor Robert Knox, mit ihren eigentlichen Umständen erzehlet. Sie gebrauchen aber diese Art zu schweren nur in Fällen von grosser Wichtigkeit / als wenn etwa ihre liegende Güter in Anspruch genommen werden / oder wenn keine Zeugen bey einem Handel vorhanden gewesen. Wann sie nun also schweren sollen/ so bekommt erst jedwede Parthey von dem Landes-Hauptmann eine Vergünstigung / welche zu solchem Ende von ihm mit eigener Hand geschrieben wird. So dann gehen beyde und waschen sich den Kopff und Leib/ werden selbige Nacht in ein Haus gefänglich eingesetzet / und bewachet / auch einen jeden ein Tuch über die rechte Hand gebunden/ welches versiegelt wird / damit sie nicht etwa die Finger mit zauberische Mittel hart machen. Den folgenden Morgen kommen sie heraus/ legen reine Kleider an / und saubern sich/ ndem sie es achten / als ob sie vor GOttes Angesicht

sicht erscheinen sollen. Darauf binden sie das Blat/ worauf des Hauptmanns Einwilligung geschrieben / vornen an das Gelencke der Hand / und verfügen sich damit unter einen Bogahah, oder Gottes-Baum/ worbey sich auch alle Beamten selbigen Districts oder Graffschafft/ benebenst einer grossen Menge Volcks versammlen. Hierauf nimmt man Coker-Nüsse / und zeucht das Oel daraus vor den Augen des Volcks / damit jedermann sehen möge/ daß kein Betrug dahinter stecke; Nahe dabey stehet auch eine Pfanne mit Kuh-Mist/ und siedendem Wasser. Wenn nun beydes recht siedend und heiß worden ist / nehmen sie ein junges Blatt von einen Coker-Nuß-Baum / und tuncken solches ins Oel/ damit jedermann sehen möge / daß es heiß genug ist/ denn das Blatt zischet und läufft davon zusammen / macht auch ein solch Geräusche / als wenn man Wasser in heiß-siedendes Oel geußt. Eben auf diese Art verfahren sie hernach mit den Kuh-Mist. Wenn nun jedermann gestehen muß/ daß das Oel heiß genug ist/ so kommen die zwey Personen / treten an beyden Seiten dieses heiß-siedenden Oels/ und sagen: **Der GOTT des Himmels und der Erden/ sey Zeuge/ daß ich dieses/ wessen ich beschuldiget werde/ nicht gethan habe.** Oder: **Die viererley Arten Götter seyn Zeugen/ daß dieses streitige Land mein ist.** So dann schweret der ander gerade das Widerspiel; doch muß der Ankläger immer zu erst den Eid ablegen. Der Beklagte führet auch dabey seine

Unschuld an/ oder sein habendes Recht und Befugniß. Hiernechst werden die Tücher / darein ihre Hände zuvor gebunden sind/ abgenommen; und alsobald nach gesprochenen obstehenden Worten / tuncket der eine seine zwey Finger in das heisse Oel/ und spренget damit dreymahl heraus. Darauf gehet er zu den siedenden Küh-Mist/ und thut eben also. Gleicher gestalt verfähret auch der andere. Nach diesen verbindet man ihnen die Hände wieder mit dem Tuch/ und verwahret sie beyde gefänglich/ bis auf den nechfolgenden Tag; Alsdenn werden ihre Hände besichtiget/ und die Enden an den Fingern mit einem Tuche gerieben / damit man sehe / ob die Haut abgehe/ denn von welches Fingern sich selbige abreiben lässet / der hat falsch geschworen/ dessen Straffe nachmahls ist / daß er dem Könige eine hohe Busse erlegen/ auch dem Gegentheil grossen Abtrag thun muß. Daß etlicher Finger/ die also geschworen/ nach der Zeit und nach dem Gebrauch des heissen Oels/ von allerley heissen Dingen sind unversehret blieben; Ob es aber ihrer Unschuld / oder vielmehr ihrer Kunst beyzumessen / sey ihm unbewust. Robert Knox Hist. Erz. von der Insul Ceylon, lib. 3. c. IX. pag. 219.

LXXXII.

Der Affen-Krieg.

In Ost-Indien / am Gestad von Coromandel, um die Gegend der Portugischen Stadt St.

St. Thoma, und Holländischen Vestung Paliacatte, Landwerts zwischẽ zweyen Dörffern Serravaron und Oudecut, hat es ein sehr dickes Gepüsch von lauter Rohr/ die aber an Höhe und Dicke ziemlichen Bäumen nicht ungleich seynd; Mitten durch dieses Gepüsche gehet eine Land-Strasse; Zu beyden Seiten siehet man eine unglaubliche Menge Affen/ die dieser Orten sich aufhalten / und welches am verwunderlichsten / in immerwährender Feindschafft mit einander stehen / also / daß keiner von der Parthey/ so das Gepüsch rechter Hand der Strassen inne hat/ hinüber zu den andern / die jenseit lincker Hand sich aufhalten / kommen / und so es geschicht / wird er zur Stund von der andern Parthey zerrissen. Die Land-Leute pflegen denen Durchreisenden zu Zeiten eine nicht geringe Belustigung solcher gestalt zu verschaffen: Man käuffet in den nechst-angelegenen Dörffern eine Parthey Reiß / diesen Reiß thut man in 6. oder 7. Körbe/ und stellet solchen in gedachten Gepüsche auf die Strasse/ je viertzig bis funfftzig Schritt einen Korb von dem andern. Bey jeden Korb werden ein halb Dutzend Stecken/ zween Schuh lang/ und eines Daumens dick / hingeleget; Die Zuseher aber stehen etwas von ferne. So bald nun die Körbe aufgedecket sind/ kommen eine Anzahl Affen zu beyden Seiten an den Bäumen herunter / die bleiben also bey den Körben gegen eingnder über/ sehen öfters bey einer halben Stund mit Zähne blecken sich unter einander an / bald nahen sie sich hinzu /

bald weichen sie wieder zurück / bis endlich die Weiblein / die Junge haben / am ersten sich hinzu machen / und den Reiß versuchen wollen. Hierauf gehet das Gefecht an / beyde Theil / wenn sie sich eine Zeitlang unter einander tapffer zerbissen und zerkratzet haben / ergreiffen endlich die Stecken / schlagen damit dergestalt aufeinander / daß viel gar auf den Platz bleiben ; andere aber / Arm und Bein vermissen. Wenn nun also die eine Parthey das Feld erhalten / so verzehren sie alsdenn den Reiß in Körben ; und wenn sie schier satt sind / gedulden sie / daß einige Weiblein ihres Gegentheils auch herzu nahen / und essen dörffen. J. B. Tavernier. Seifried. Medull. Mirabil. Naturæ pag. 578.

In dem Königreich Tunqvin, so an China gräntzet / gibts an den äussersten Enden ein Geschlecht Affen / die aber in ihren Thun mehr als Affen beyzumessen sich bezeugen. In dem Gebürge / allwo sie ihren Auffenthalt haben / werffen sie Schantzen auf / in denen sie ihre Sicherheit suchen / von dar thun sie zu weilen drey bis vier hundert starck einen Ausfall auf die nechst-gelegene Reiß-Felder / dessen sie eine Menge rauben / und in besondern aus langen Graß gemachten und um die Mitte des Leibes befestigten Kitzen mit sich davon in ihr Gewahrsam tragen. P. du Val. Geograph.

LXXXIII.

LXXXIII.

Die durch einen gemachten Drachen sich von der Indianischen Gefangenschafft errettende Jesuiten.

ES gedencket der berühmte Scribent Athanasius Kircherus lib. X. l. Luc. & Umbr. part. 2. cap. 7. daß durch einen gemachten fliegenden Drachen/ etliche Jesuiten aus der Hand der Indianischen Barbarn sind errettet worden. Selbige lagen in einen Kercker gefangen/ und könnte man sie weder mit Bitte/ noch Bedrohung loß bekommen. Bis endlich ein Verschmitzter diesen Fund erdachte: Er drohete den Indianern/ dafern sie die Gefangenen nicht loß liessen/ würden sie bald grausame Ungeheuer und Zeichen in der Lufft schauen/ ja den Zorn Gottes augenscheinlich spühren. Wie sie aber einen Weg wie den andern wenig oder nichts darauf achteten/ machte er von Papier einen Drachen/ schnittte auf dessen Bauch in Indianischer Sprache die Worte: **Gottes Zorn!** Mitten in diesen Kunst-Werck hat er eine Mixtur von Schwefel/ Pech und Wachs verfertiget/ und so geschicklich zugerichtet/ daß das gantze Werck davon erleuchtet worden/ so daß angedeutete beyden Worte aller feurig gläntzeten/und gantz vernehmlich zu lesen stunden.

So bald die Indianer solches in der Lufft schweben sahen: sind sie dermassen erschrocken/ daß sie aus Furcht des eingebildeten Göttlichen Zorns/ die Gefangene zur Stund loß gelassen/ und ersuchet/ den Zorn GOttes durch ihre Vorbitte

te abzuwenden. Endlich hat sich das Werck in der Lufft entzündet / und ist im Rauch auffgegangen: daher die Barbaren ihnen einbildeten / es wäre verschwunden. Erasm. Francisci Schau-Bühne. part. 1. Colloq. 5. p. 938.

LXXXIV.

Der weissagende Affe.

IM Jahr 1614. trug sich zu / daß ein Einwohner in dem Königreich Bengala in Ost-Indien einen Affen hatte / welcher gemeinem Wahn nach / künfftige Dinge konte errathen und anzeigen. Dieser Affe kam endlich in des Königs Hof. Der König wolte eine Prob von der Religion nehmen / that seinen Ring vom Finger / überreichte solchen einem Knaben / ließ ihme unter eilff andere Jungens die auch Ringe hatten / in einen Kreiß stellen / die musten sämtlich die Ringe in die Höhe halten. Dem Affen aber befahl er / ihme seinen Ring heraus zu suchen / welcher dann hierauff ohne vieles wählen dem Knaben der ihm hielte / solchen abgenommen / und dem Könige überreichet hat. Dieser ward damit nicht vergnüget / darum befahl er / daß die Namen zwölff unterschiedliche Gesetz-Gebere als da sind : Mahomet, Solon, Lycurgus, Zaleucus, Theseus, Plato, Moysis, Christus, Romanus, Draco, Minos, Rhadamantus ; auff zwölff verscheidene Zettlein in Persischer Sprache solten auffgezeichnet / und in einem Saek untereinander

der gemenget werden. Hierauff befahl er dem Affen abermahl / daß er / welche unter allen diesen die rechte Religion; und der wahre Gesetzgeber sey / anzeigen / und dessen Nahme ihm einliefern solte. Der Affe / hat hierauff in Gegenwart mehr als 3000. Zuseher / den Zetteln / welcher des HErrn Christi Nahmen bemercket / dem König überreichet. Nachdemahlen aber der König gemuthmasset / ob möchte des Affen Meister die Persische Sprache verstehen / und könte also ein Betrug mit unter lauffen: Hat er einem seiner Edlen befohlen / vor-gedachte Nahmen in der allein bey Hof-üblichen Sprache / und dero Buchstaben zu schreiben / und so dann den Affen nochmahlen den Nahmen des rechten Gesetz-gebers heraus nehmen zulassen. Welcher dann / ungesaumt abermahl den Nahmen des HErren Christi / dem Könige dargereichet. Diß ursachte einen des Königs Höfling zubitten / die Nahmen eignes Gefallens zu vermischen: Der auch nach erhaltener Erlaubnis / in einen Sack nicht mehr als eilff Nahmen thate; des HErrn Christi Nahmen aber in der Hand verborgen hielte. Als nun der Affe zum dritten mahl die Zettel anbefohlner Massen durchsuchen sollen / wolte er keinen aus dem Sacke heraus langen / sondern zerrisse sie alle auff Stücken. Auff ernstliches Anhalten des Königs aber / den Zettel beym Edelmann gesuchet / ihme bey der Hand ergriffen / und zum Könige geführet hat. Erasm. Franc. Ost- und West-Ind. Lust-Garte. Ost-Ind. Reisen.

LXXXV.

Die Königliche *Brasilian*ische Krancken-Cur.

Die grausame und wilde Tapuyer ein überaus grimmiges und barbarisches Volck / hegen eine seltzame Meynung von ihren Königen / als wenn sie eine sonderbahre Krafft Kranckheiten zu heilen hätten / dann wann unter ihnen kleine Knaben erkrancken / so bläset denselben der König den Rauch aus einer angesteckten Tobacks-Pfeiffe zu / welches ihrer Einbildung nach / ein bewehrtes Mittel wider die Kranckheit ist. Stirbt aber der Knabe / so nimmt die Mutter eine von ihren Verwandten oder Bluts-Freunden zu sich / die ihr den Leichnam hilfft verzehren denn sie halten es vor eine sonderbahre Liebe / und ein solches Werck / daß nur der Mutter und den nechsten liebsten Bluts-Verwandten zukomme.

LXXXVI.

Die *Floridan*ische Krancken-Cur.

Die Floridaner gehen mit ihren Krancken wunderlich um : Sie machen lange und breite Bäncke / auff diese legen sie die Krancken / nach Beschaffenheit der Seuche / entweder auff den Bauch oder auff den Rücken / wenn sie ihm darnach die Haut an der Stirn mit einer sehr scharffen Muschel durchgestochen / saugen sie ihm das Blut mit dem Munde heraus / und giessen dasselbe in ein irden Gefäß / oder in ein Legel / so

aus

aus Kürbissen gemacht sind. Die Weiber/ so kleine Knäblein säugen/ oder schwanger gehen / trincken das Blut/ insonderheit/ wenn der Krancke ein junger Gesell ist/ damit ihre Milch desto besser/ und der Knabe/ so durch solche Milch ernehret/ desto kühner und tapfferer werde. Die andern/ so auf den Bauch liegen/ beräuchern sie dergestalt: sie werffen etliche Körner auf eine Glut / und wenn der Rauch durch den Mund und die Nase-Löcher gedrungen / zertheilet er sich durch den gantzen Leib / erregt ein Brechen/ oder vertreibt die Ursache der Kranckheit. Sie haben auch ein Kraut / welches die Floridaner Ubauvoc heissen / die Brasilianer nennen es Petum, die Spanier aber Tobaco. Dieses Krauts Blätter / wohl getrucknet / legen sie auf eine Röhre / da sie am breitesten ist / wenn diese Blätter angezündet/ nehmen sie das Enge davon im Munde/ und ziehen alsdenn den Rauch so starck in sich / daß er ihnen zum Munde und Nase wiederum heraus gehet. Diese Völcker sind zu den Frantzosen insonderheit sehr geneigt / für welche Kranckheit ihnen die Natur auch sonderliche Artzeney gegeben und mitgetheilet hat Siehe die Beschreibung Jacobs Moyne von diesen Ländern.

LXXXVII.

Seltzame Cur / so bey einen Brasilianischen König vorgenommen worden.

JOhannes Rab, bürtig aus der Graffschafft Waldeck/

deck/ der sich vier Jahr lang auf Begehren des Barbarischen Königs unter den Menschen-fressenden wilden Tapuyern aufgehalten/ und ihnen zwischen ihrer und der Niederländischen Nation vor Dolmetscher gedienet hat/ bezeuget/ und hat mit seinen Augen gesehen / daß sich einsmahls der Tapuyer-König Drarugh sehr beklaget über grosse Schmertzen im Leibe und den Schenckeln/ weil aber seiner Orten keiner ihm helffen können / ist er zu einen von den benachbarten Königen gereiset/ um sich von dessen Medicis curiren zu lassen/ da sey alsbald einer/ der sich vor einen Artzt ausgegeben/ oder zum wenigsten davor gehalten worden / dem König zu Fusse gefallen/ habe desselben Schenckel mit aufgesperreten Maul/ eben als wann er ihm hätte fressen wollen/ gefasset/ und so lange und starck davon gesogen/ daß er endlich wie ein Ochse gebrüllet/ darauf viel Speichel / und samt denselben einen Ahl aus dem Maul geworffen / und habe der König öffentlich bekandt/ solches wäre die Ursache seines Schmertzens gewesen an den Schenckel / nunmehr aber sey es besser mit ihm worden.

Bald darauf habe sich auch ein anderer Artzt mit offenen Rachen / ebener gestalt an des Königs Bauch gemacht / und nach langen Saugen und darauf erfolgten starcken Ochsen-Brüllen / einen weissen Stein aus dem Maul gespyen/ der wie eine weisse Rose ausgesehen. Und nachdem er stracks darauf an des Königs krancke Seite mit starcken Saugen ebenmäßig angehalten / hat er end-

endlich etwas wie eine Wurtzel ausgeworffen / welches alles der König und das gantze Volck / als wenn es damit gut/richtig und ohn einigen Betrug zugegangen wäre/festiglich geglaubet und für wahr gehalten haben. vide Marchgravius & Barlæus de Brasilia.

LXXXVIII.

Die Guinesische Wasser-Probe.

AN vielen Orten / insonderheit auff der Gold-Küste von Guinea, ist gebräuchlich / daß der jenige / so einer Ubelthat / vorab des Ehebruchs beschuldiget wird / aber nicht klar genug kan überwiesen werden / von den Fetissero oder Priester / der den Außspruch geben soll / ein bitter Wasser zu trincken bekommt. Wil es der Beklagte nicht nehmen / so wird er alsobald ohne weitern Bewust vor schüldig gehalten / trinckt er es aber/so saget man/daß/ wofern er die Ubelthat begangen/ihm dieses Wasser so auffblehe/ daß er endlich zerbesten/im Gegentheil aber/ so er unschuldig/ keinen Schaden davon nehmen werde.

Es scheinet dis ein Uberrest von dem alten Jüdischen Gesetz zu seyn / da mit dem Eifer-Wasser / eine beschuldigte Person ihre Schuld und Unschuld am Tage legte / wie zu lesen im IV. Buch Mose am 5. Cap. Ob aber das was bey den Jüden darauff erfolgte / hier auch geschicht / weiß der Author (Herr Dampier als aus dessen Reise um die Welt part. 2. App. 1. cap. IV. wir dieses genommen) nicht gewiß zu sagen; Es schei-

scheinet aber / daß sie es vor gewiß halten / denn die beschuldigte Person ist insgemein / wenn sie hingeführet wird die Probe zu leisten / so erschrocken / daß sie öffters die in dem Lande darauff gesetzte Straffe / welche ist den Europäern vor Sclaven verkaufft zu werden / lieber über sich nimmt. Der Tranck selbst wird das bitter Wasser genennet / und bey dem geringsten Verdacht / wenn es gleich eine geringe Beleidigung betrifft / gebrauchet.

LXXXIIX.

Das Siamische Reißfressen.

BEy den Heyden in Siam wird das Recht oder Unrecht einer Sache die eines klaren Beweises ermangelt / nicht allein durch Wasser / Feuer und Oel / sondern auch durch Reißfressen erforschet. Mit solchen Reißfressen geht es folgender gestalt zu: Die Pfaffen machen von denselben ein Teich / welchen sie mit vielen Fluchen und Beschwerungen gleichsam durchkneten / denselben müssen die Partheyen hinab schlingen / welcher ihn nicht wieder von sich bricht / sondern bey sich behält / der wird loß gekündigt / und von seinen umher stehenden Freunden mit Jauchzen und Jubiliren heimgeführet. Den falschen Ankläger / oder also überführten Verleugner verdammen sie / nach dieser Wunder-Probe zur Gefängniß und Folter / in peinlichem Sachen gar

zum

zum Tode. Betrifft es aber Rechtshändel/so mag die Probe auch wol durch einen Gevollmächtigten/ doch allemahl vor dem Gerichte/und allem Volck auff öffentlichen Platze geleistet werden.

XC.

Das *Virginiani*sche Seiden-Graß.

NIcht allein die Seiden-Würmer spinnen alle Seide/ sondern man findet hie und da einiges Gewächs/ von den man Seide sammlen kan. In der Americanischen Provintz Virginia wächset ein gewisses Art Graß / welches die Engeländer/ so sich daselbst häuffig niedergelassen/ Silke grassa oder Seiden-Graß nennen/ dieses hat lange schmahle Blätter auff welchen eine gläntzende Substantz wie ein Häutlein wächst/ solches wird von den Blättern genommen/ und eine gute Seide daraus gemacht. Dieses Graß wächset bey dritte halb Schuh in die Höhe/ und bezeugen die Engeländer/ daß sie aus besagter weissen Substantz so darauf gefunden wird/sehr gute Seiden grob grün gewircket haben.

XCI.

Das *Chinesi*sche Woll-und Leinen Kraut.

SOnsten wächset auch in der Chinesischen Provintz Qvangsi/ ohnweit der Stadt Cincheu, ein gewisses Kraut Yu genannt/ aus welchen die dasigen Einwohner ein köstliches Lacken zubereiten

ten wissen / welches fürtrefflicher auch am Preiß viel höher als Seiden ist. Desgleichen ist Ost-Indien sonderlich aber das Fruchtreiche Land Bengala mit einen besondern Kraut uberflüssig versehen / welches dünne Adern und Fäsen hat / auff einen Finger dicken Stengel / der wie ein gefülltes weiches Rieht anzugreiffen.

Die Leinwand so daraus gemacht wird / ist mancherley Gattung wird genandt Sarampuras Cassas, Comses, Beatillias, Satopossa und sonst mit andern unzehlich viel Nahmen. Auch haben die Bengalen noch andere schöne Leinwand sehr schön geweben von einem Kraut / welches sie gleich andern Garn spinnen / dieses Garn ist gebleicht / und wird genandt das Kraut von Bengala damit vernehen sie gantz künstlicher Weise die Bett-Tücher / Zelte / Haupt-Küssen / Scheer-Tücher / Tauff-Tücher / gleich wie solche in Teutschland die Ammen / wenn sie die Kinder zur Tauffe tragen / pflegen zu gebrauchen: Die ziehren sie mit Laub- und Blumen-Werck / und mit allerley Figuren die nur zu erdencken sind / daß es ein Wunder zu sehen. Sie sind köstlich gewircket daß es in Europa schwerlich zu verbessern wäre / imgleichen machen sie auch gantze Stück Leinwand von diesem Kraut / welches auch bisweilen mit Seiden vermengt und durchwircket wird / wiewohl die Leinwand / die aus den reinen Kraut gemachet wird / viel mehr gilt / und in höhern Wehrt ist / denn sie übertrifft die Seiden / an der Schöne

Schöne und Glantz. Man nennet diese Art Leinwand Sarryn, braucht sie sehr in Indien zu Manns-Hosen und Wämbsern / es läst sich waschen wie die Leinwand / und wird dadurch so schön als ob es neu wäre. Linschot. part. 1. Navigat. c. 16.

XCII.

Das Königliche Pracht-Fest des grossen *Mogols*.

DEr Pracht des grossen Mogols, wenn er sich in seiner grösten Herrlichkeit sehen läst / ist fast unbeschreiblich. Der Autor der so genandten Asiatischen und Africanischen **Denckwürdigkeiten** / beschreibet dergleichen Königliche Schauung / die er selber gesehen mit folgenden Worten: Der König erzeigte sich sitzend auff seinen Thron / zu unterst des Saals herrlich angekleidet: Sein Talar war von weiß-geblühmten Atlaß / und mit Gold und Seiden erhebter Arbeit künstlich gesticket. Sein Turbant war von guldenen Zeuge mit einen Vogel wie ein Reiger / dessen Füsse von Diamanten / sonderlicher Grösse / mit einem Orientalischen Topas welcher unvergleichlich / und einen Glantz wie die Sonne von sich gab / versetzet waren / gezieret. Ein Schnur von sehr grossen Perlen hieng um seinen Halß bis auff den Bauch / nach der Weise / wie etliche Heyden in diesen Landen ihr Pater noster tragen. Sein Thron war gestellet auff sechs Seulen oder Füsse von lauterm Gold / und mit Smaragden und Diamanten versetzet. Ich kan nicht recht be-

schreiben weder die Zahl / noch den Wehrt dieser überhäufften edlen Steine / dieweil nicht zugelassen wird/ sich denselben so zu nahen/ daß man sie zehlen/ noch von ihrer Reinigkeit und Wehrt urtheilen könne. Dieses aber kan ich sagen/ daß die Diamanten sehr dick bey einander sitzen / und daß dieser Thron auf 4. Kouroures von Ropies , wie ich hörte den Wehrt nach geschätzet wird.

Anderswo rechnet dieser Author , daß eine Roupie bey nahe so viel sey / als eine halbe Krone / ein Kourour aber 10000000. Roupies gelte/ daß also der Thron auf 40. Millionen von Roupies geschätzet wird.

Chah Jehan, Aureng Zebs Vater hat denselben machen lassen / zu erweisen / wie viel Edelgesteine von dem Raub der alten Patanen und Rajas , und von denen Geschencken / welche die Omrahs jährlich zu gewissen Fest-Tägen überreichen müssen/ seinen Schatz zukommen seyn. Die Arbeit und Kunst/ so an diesen Thron gewendet worden/ ist den Wehrt desselben nicht zu vergleichen: Das Beste/ so ich an denselben wahr genommen / sind zweye Pfauen mit Edelgesteinen und Perlen übersetzet/von einen Frantzosen und vortreflichen Künstler/ welcher / nachdem er viele Fürsten mit Doppeln übervortheilet/ endlich an diesem Hofe/ wo er sein Glück gesuchet / entflohen. Unter diesen Thron erschienen alle Omrahs in herrlicher Kleidung / auf einer erhebten Bühne/ unter einen Himmel mit Gold durchwirckten Stück and güldenen Frantzen eingefaßt/ und einen silbernen

nen Geländer umgeben. Die Seulen in dem Saal waren umhängt mit Tapezerey von durchwirckten güldenen Zeug / und die Decke über den gantzen Saal war von geblümten Atlaß / mit rohten Seidenen Schnüren angebunden / welche dicke Dollen mit Gold-vermengten Seiden angeheffter hatten. Der Boden war mit reichen Seidenen Teppichen belegt / in den Hof war ein gewisses Zelt / welches sie Aspex nenneten / und so lang und breit als der Saal war / aufgerichtet. Am Ober-Theil reichte es an dem Saal / und gieng hinab bis auf die Helffte des Hofs: Es war mit einen Geländer eingefangen / welches oben mit silbernen Platen beleget. Es trugen selbiges Zelt drey Seulen / in der Dicke und Höhe eines Boht-Mastes / welches auf den Seiten kleinere Seulen hatte / alles mit silbernen Blech überzogen; es war roht von aussen / inwendig aber mit reinen Chittes oder gemachten Tuch von des berühmter Maslipatano Hand mit so lebhafften Farben gemacht / daß man die Blumen allerhand Art nicht anders ansahe / als wären sie ein hangender lebhaffter Garten. Dergestalt war der grosse Saal vom Amkas ausgeziert und ausgesetzt.

Betreffend die gewölbte Gallerien / davon gesagt worden / welche rings um den Hof stehen / hatte jeder Omrah im Befehl einen Schwing-Bogen davon / auf seine Kosten auszuzieren: Indem nun ein jeder sich bearbeitete / den seinen am herrlichsten zu schmücken / wurden durch und durch von oben bis unten nichts als güldene Stücke / und auf den Boden die die schönsten Tapeten gesehen.

XCIII.

Das Wägen des Königs.

AM dritten Tage des Festes ließ sich der König mit grossen Ceremonien wägen / in grossen Waag-Schaalen / und mit Gewichten alles von puren Golde. Ich erinnere mich / schreibt der Autor, daß alle die Omrahs grosse Freude hatten / daß der König damahls zwey Pfund mehr woge / als des vorigen Jahrs. Er lässet sich aber gegen allerhand Juwelen und Land-Früchte wägen. Alle Jahr werden viererley Festivitäten gehalten / keine aber wird mit so grossen Pracht und Kosten vollenzogen.

Man sagte damahls / daß dem Aureng-Zebe dieses Fest so prächtig anzustellen bewogen / damit die Kauff-Leute / welche mit güldenen Stücken handeln / sich ihres Schadens erhohlen möchten / indem sie die Gewölber derselben voll hatten / und in den fünff-jährigen Kriegs-Wesen / so sie damahls gehabt / ihnen viel / so sie nicht hatten verkauffen können / verdorben war. Diese des Omrahs Unkosten war sehr groß / aber die gemeine Reuter zahlten ihr Theil auch mit / indem die Omrahs nach dē Fest ihnen solche Zeuge wieder verkaufften / damit sie ihnen aus solchen lange Röcke solten machen lassen / ob man ihnen aber im Preiß etwas nachgegeben / stehet dahin.

XCIV.

XCIV.

Die vortrefliche Beschenckung / so den grossen *Mogol* an diesen Fest geschicht.

Bey solchen Fest ist ein alter Gebrauch / der denen Omrahs wenig gefällig: nemlich / daß sie zu solcher Zeit aus tragenden Respect schuldig seyn / nach Proportion ihrer Besoldung dem König Geschencke zu überreichen. Etliche sind / welche sich trefflich sehen lassen / entweder aus Furcht / sie möchten besucht werden / was sie bey ihrem Amt und Gouvernement von Raub und unbilligen Pressuren an sich gezogen; oder des Königs Hulde zu gewinnen / und in Hoffnung ihre Pensionen vermehrt zu haben / verehren sie ihn mit vortreflichen Geschencken. Etliche (welches gar gemein ist) verehren ihn mit guldenen grossen Geschirren mit Edelgesteinen versetzt / andere mit schönen Perlen / Rubinen / Smaragden und Diamanten; andere (welches auch nicht ungemein ist) geben ihn ein Anzahl solcher Stück Goldes / welches ein halb Pistolet mögen wehrt seyn. Und hat einsmahls Aureng-Zebe, nachdem er (währender Zeit dieser Festivität) ausgegangen / seinen Vezier, Jafer Kan, nicht als einen Vezier, sondern als einen Freund zu besuchen / unter dem Vorwand / ein Gebäude zu besehen / welches er neulich hatte aufrichten lassen / von diesen Jafer-Kan zum Geschencke von besagten Stücken Goldes den Wehrt von 100000. Cronen / etliche kostbahre Perlen / und einen Rubin auf 40000. Cronen geschätzet / überkommen.

CXV.
Der Perlen-Fang.

DIe kleine Saltz-Insul Ormus, ist der schönen Perlen und des reichen Fanges daselbsten schon vielen Jahren her berühmt gewesen / anjetzo aber geräht sie in Stecken; der Ort aber / so sechs Meilen gegen über liegt/Bender Gamron genannt/ wird jetzung wegen desselben groß und mächtig.

Cæsar Longinus in seinem Extract der Orientalischen Reisen / beschreibet den Perlen-Fang um Ormus folgender Gestalt:

Des Morgens fahren solcher Schiffe / eine grosse Anzahl von dem Ufer des gemeldten Dorffes auf das Meer / theilen sich auf demselbigen und der gantzen Gegend hin und wieder aus/ halten/ wo sie zu fischen begehren / stille / werffen aus einem jeden Schiffe zwey oder drey Seile aus / an die etliche schwere Steine gebunden / lassen dieselbe in den Grund der See hinab sincken / und wenn also die Schiffe fest gemacht/ hencken sie etliche Knippen von Geißhörner an die Nase/ fassen die Nase damit zusammen/ schmieren die Ohren mit einen gewissen Oel/ welches kein Wasser hinein läst lauffen / hencken einen Sack auf die Seite / und lassen sich also an einen der gemeldten Seile hinab ins Wasser / füllen/ so geschwind sie können / den Sack mit solchen Perlen-Austern voll/ fangen hernach das Seil anzuschütteln / und geben denen im Schiff damit ein Zeichen / daß sie den Sack voll haben / und wie-

wiederum herauff begehren / derowegen sie denn selbige alsofort in die Höhe und zu sich ins Schiff ziehen / denn wo solches nicht bald geschicht / müsten sie in den Wasser ersauffen / wie solches den offtmahls geschehen.

Wenn nun einer herauff gekommen / muß ein anderer hinab / bis es sie alle betroffen / und wechseln also bis auff den Abend ab. Wenn sie fleissig sind und einen guten Ort antreffen / so bekommen sie das Schiff von solchen Austern gantz voll. Derowegen wenn es Abend worden / so fahren sie ihren Dorffe zu / und schüttet eine jede Gesellschafft / so zusammen in einen Schiff gefischet hat / ihre Austern auff einen Hauffen / rühren sie aber nicht weiter an / als bis der Fang gantz aus ist / alsdenn setzen sie sich um den Hauffen herum / und machen die Austern ohne grosse Mühe auff / denn sie sind abgestanden und gestorben / und nehmen die Perlen heraus. Wenn solches geschehen / schütten sie dieselben in kupfferne kleine Siebe / und sonderlich die runden kauffen die Portugisen / die andern so gar nicht rund sind / werden Aia di Bengala genennet / die dritten / so etwas rund / jedoch nicht gar Aia di Canara, und denn die allergeringsten Aia di Cambaja.

Wenn sie nun also unterschieden sind / finden sich etliche Erfahrne / die sie schätzen / darauff denn die Kauff-Leute aus allen Nationen hinzu kommen / und sie in wenig Tagen sämtlich auffkauffen.

Mandelslo aber beschreibet den Arabischen Perlen-Fang bey Ormus, oder ein wenig besser

hinab bey der Insul Baharein, auff diese Art: Der Perlen-Fischer verwahret das Haupt mit einer dichten Kappe/ woran eine lange Röhr über den Wasser bleibet/ durch welche er Lufft schöpffet: Und damit diese Röhr über den Wasser bleibe/ wird oben darauff ein Holtz befestiget/ alsdenn lässet sich der Fischer mit Steinen gnugsam beschweret/ an einem Strick zum Grunde und sammlet die Austern in seinen Sack den er an dem Halse trägt. Hernach wenn er wieder herauff wil/ gibt er mit Zückung des Stricks seinen Gesellen der mit einen Boht über ihn hält/ ein Zeichen/ und wird also wieder auffgezogen. So weit Mandelslo. Andere thun hinzu/ daß diese Arabische Perlen-Fischer/ die dem Athem sehr lange zuhalten vermögen/ wann sie sich ins Wasser hinab sencken wollen/ den Mund mit Oel anfüllen/ daraus sie unter Wasser nach und nach so offt ihnen die Augen tunckel werden/ etwas gehen lassen/ wodurch sie ein neues Licht oder gute klare Augen bekommen.

Ludewig de Barthema beschreibet diese Perlen-Fischer also: Es sind sonderliche Fischer die haben kleine Schiffe/ und werffen von den Vordertheil des Schiffs einen grossen Stein an einem Strick ins Meer: Desgleichen auch einen vom Hindertheil/ welche Steine an statt eines Anckers dienen/ damit das Schiff still liege. Einen andern Strick mit einen Stein werffen sie aus bey der Mitte des Schiffs. Alsdenn hanget der Fischer ein paar Tarnier oder Taschen an den Halß/ bindet ihm

ihm auch einen grossen Stein an den Fuß/ und lässet sich also 15. Klaffter unter Wasser / bleibet so lange drunten als ihm müglich / sucht solche Austern und Muscheln darin die Perlen sind/ und wirfft sie allesamt in seinen Tarnier / schüttelt alsdenn den Stein von den Füssen/und ziehet sich in einen von den niedergelassenen Stricken wieder hinauff.

XCVI.

Der *Ceylani*sche Perlen-Fang.

ALbrecht Heerport ein Schweitzer / hat sich Anno 1666. unter andern Holländern auch nach der Ceylonischen Perlen-Fischerey begeben / davon er in seiner Reise-Beschreibung pag. 218. und aus ihm Happel. in seiner Relat. Curios. Tom. IV. pag. 117. folgende Bericht abstatten:

In der Insul Ceylon ist eine fürtreffliche Perlen-Banck/die sich an der Ost-Seiten 3. bis 4. Stunden in die See erstreckt / aus welche die Portugisen vor Zeiten einen unglaublichen Schatz gezogen/nachdem aber die Holländer denen Portugisen die Vestung Manarah abgenom̃en / haben sie nachdem die Banck visitirt / und für gut befunden / auch eine Fischerey daselbst angestellt und durch gantz Indien kund gemachet / daß solche Ausgang des Mertzens fürgenommen werden solle ; deswegen Herr von der Laan / als damahliger Verwalter dieser Sachen / nach Manaren geschickt worden. Da denn auff den bestimmten Tag mehr denn 400. Fahr-Zeuge daselbst angelangt / und einen jeden

in seiner Sprach vorgehalten worden / daß sie 20. Tage für sich/und den einen Tag für die Compagnie fischen mögen. Und zur Contribution solten sie geben / nehmlich die Einwohner von jeden Stein (mit welchen sie sich ins Wasser lassen) alle Tage 8. Fanem / die Fremden aber 16. (deren 12. einen Reichsthaler wehrt sind/) und wenn die Zeit verflossen/ sollen sie die Perlen öffentlich allhier verkauffen: Darauff sie den Strand nach Hütten gemacht / so sich von der Kirchen genandt Arripen, bis in die drey Stunden weit erstreckten/ darauff sie denn angefangen zum Werck zuschreiten.

Erstlich wurde alle Morgen von den Holländern da der Commendant war / ein Stück gelöset / zum Zeichen / daß sie alle zugleich und keiner vor den andern anfahen sollen. Darauff alsobald die gantze Flott-Schiffe sich in See begabe / wenn sie nun auff die Bancken kommen / welche an etlichen Orten 6. auch 7. Klaffter tieff sind/ machen sie den Korb / darinnen sie hinunter fahren fertig / hencken einen Stein von 30. Pfund schwer daran / und lassen sich damit hinunter / wenn sie auff den Grund kommen / so brechen sie die Austern ab / mit einen darzu gemachten Instrument (sitzend so fest auffeinander als eine Mauer) und wenn sie den Korb voll haben / begeben sie sich in die Höhe / hernach wird der Korb so an einen Seil gebunden / auch hinauff gezogen / das Wasser ist so klar / daß man sie gehen und wie sie die Austern abbrechen / sehen kan) es geschicht

aber etliche mahl/daß sie in dem Wasser todt bleiben/ wegen des starcken und ungesunden Gestancks der Austern in Kranckheit fallen und denn ertrincken: Wenn sie nun ihre Schiff voll haben/ kommen sie an Land und legen die Austers in den Sand/daß sie durch die Sonnen-Hitz verfaulen / daraus ein solcher giffti-ger Gestanck entsteht / welches grosse Kranckheiten verursachet/ daß viele an den hitzigen Fieber und Hauptwehe sterben müssen; Zu dieser Zeit sind inner-halb 6. Wochen bey 500. Persohnen gestorben/theils an dem heissen von diesem Gestanck entsprin-genden Fieber/ theils denn auch wegen des Was-sers welches das Volck dazumahl trincken muste/ daß es vom Leim und Moder / so weiß war als Milch/ denn man kein ander süsses Wasser/ und auch dieses leimichten nicht einmahl daselbst gnug haben kunte / wegen die Menge des Volcks / wel-ches damahls geachtet würde samt Weib und Kindern auff 200000. Persohnen / welche sämt-lich auff einen Platz das Wasser hohlen müssen; es war ein Weyer / welcher in die Mitte eines Spiesses tieff und in die Runde bey einer halben Stunde weit war/ daraus in den sechs Wochen so wir allda verblieben / so viel genommen / und ge-truncken worden/ daß hernach ein Mann hindurch gehen kunte.

Um diese Gegend des Landes hatte es bey 2. Jahr lang nicht geregnet / als eben damahls/ und nicht mehr als eine Schutte / dannenhero die Erde so trocken war/ daß das Wasser gleich

als

als auf einen Stein darauff stehen blieb / welches wir alsobald aus den Gruben ausgeschöpfft und getruncken; so uns denn ein wenig wiederum erqvickte.

XCVII.

Die Verkauffung dieser gefangenen Perlen.

WAnn nun die Austers bey 10. Tagen an der Sonnen gelegen / so öffnen sie sich / und ist alsdenn das inwendige Fleisch der Austers verfaulet / so / daß man die Perle gleichsam bloß darin liegen findet ; Es sind aber nicht in allen Austers Perlen / denn man offtermahlen 20. auffthut / daß nicht eine Perle darin ist / hingegen findet man auch offt 20. Perlen in ein Auster / hernach wird ein Platz geordnet / die Perlen zu verkauffen / da sich denn auch fremde Kauff- und Handels-Leute einfinden lassen ; Es hat ein jeder der Perlen zu verkauffen hat / neun Meßinge Sieben / deren eins grösser Löcher hat als das ander / welche Perlen nun durch die kleinsten Löcher fallen / die werden für Perlen-Staub bey dem Gewicht verkaufft / die andern werden schon taxirt / als die so in der Grösse eines Hanfs-Korns sind / werden um 2. Fanen verkaufft / die andern höher und so fort an / bis auff die so in den grösten Sieb bleiben / die werden für Schatz gehalten / also daß dieselben nicht wie andere gewürdiget / sondern den Höchstbietenden verkaufft werden / insonderheit wenn sie rund und ohne Flecken sind / die

die grösten/ die damahlen sind gefangen worden/ waren in der Grösse einer gemeinen Hasel-Nuß/ welche dazumahl auf diesen Platz um 80. Rthlr. sind verkaufft worden.

Nachdem nun der Kauff vorüber/ sind die Schiffe etliche mehr mit todten und krancken Menschen/ als Perlen wiederum versegelt.

Und werden dannenhero nicht vergebens die Perlen alldort so wol/ als in der gantzen Welt/ so köstlich geachtet/ dann es so vieler Menschen Leben kostet/ die um derselben willen in eine solche Todes-Gefahr sich begeben/ und elendiglich verderben müssen.

XCVIII.

Der *Barmi*sche Perlen-Fang.

DEr Herr Thevenot in seiner Ost-Indischen Reise beschreibet denselben also: Dieser Fang gehet gegen dem Ende des Junii an/ und währet bis zu Ausgang des Septembris. Umb solche Zeit finden sich um Bahrem herum über zwey bis drey tausend Barqven mit lauter Arabischen Fischern/ welche ein jeder für sich dem Fürsten/ den sie unterthan sind/ vor die Verstattung des Fanges eine Steuer zahlen/ und über dieses entrichtet jedwede Barqve dem Sultan oder Gouverneur zu Bahrem jährlich mit funffzehen Abasfis. Der König von Persien bekommt nichts von dieser Einnahme/ denn sie gehöret vor die Mosqvéen. Nur die Perlen insgesamt/ welche ein halb Medicat und darüber wägen/

wägen/stehen ihm zu/ jedoch gibt er auch dem Fischer der ihm dergleichen bringet/aus Freygebigkeit annoch ein anständiges Geschencke. Wenn es aber geschiehet / daß einer dergleichen Perlen unterschläget/ und selbige ausserhalb seinem Reiche/und wäre es am Ende der Welt zu verkauffen sich erkühneten / so erfähret es der König bald durch seine heimliche Kundschaffer/und läst/ um sich desfals zu rächen/die sämtliche Familie und Anverwandten des Fischers bis auffs siebende Geschlecht / so wol Weiber als Männer umbringen.

Eine jede Barqve hat ihre Leute zum hinab fahren ins Meer / die Muscheln oder Perlen-Mutter auffzulesen / uud die andern ziehen sie heraus / denn es sind nicht alle Täucher. Die Barqven gehen auff 15. 20. und 30. Meilen weit von Bahrem längst der Seite hin / und wenn sie an einen Ort kommen / wo sie meynen einen guten Fang zu thun / werffen sie Ancker auff 5. Klaffter tieff / darauff machen sich zweene Wassertreter fertig / auff jeder Seiten einer die Perlen-Mutter auffzusammlen. Alle ihre Zurüstung bestehet im Auskleiden und Anlegen / eines sonderlichen Stück Horns / welches wie ein Zänglein gespalten ist / und von solchen Leuten allezeit an einer Schnur am Halse getragen wird. Ehe sie ins Wasser gehen / setzen sie es wie die Brillen auff der Nasen / und dasselbe drücket ihnen die Naselöcher so fest zusammen / daß das Wasser nicht hinein kommen kan / sie auch nicht vermögen durch die Nase Othem zu schöpffen. Nebst dieser Zube-

reitung

reitung versichet sich noch ein jeder Täucher mit einen ziemlichen grossen Steine/den er an einen langen Strick bindet/wie auch mit einem Korbe/den er gleichfals an einen andern Strick anmachet/ und indem der Strick mit dem Steine zwischen den Zähen eines Fusses durchgehet/und er in die Hand den Korb nimt/läst er die Ende von beyden Stricken in der Barqve, und tauchet sich ins Meer. Der Stein bringt ihm alsbald zu Boden/ allwo er nach beschehener Dahinkunfft den Strick/ woran der Stein gebunden ist/von seinem Fusse loß machet / denn die in der Barqve wieder hinauff ziehen/und ohne Verliehrung der Zeit alle Perlen-Austern / die er siehet / geschwinde auffliest/ solche im Korb leget/und wenn derselbe voll ist/wieder in die Höhe kömmt. Die andern ziehen den Korb heran/ immittelst er oben in der Barqve ein wenig aus ruhet / Athem schöpffet / und eine Pfeiffe Toback schmauchet. Nach diesem verfähret er auff eben die Art wieder/und continuiret also von früh 8. Uhr an bis 11. isset darauff mit seinen Gesellen Datteln/welche ihre gewöhnliche Speise ist / kehret gegen Mittag wieder in die Tieffe / und gehet noch bis 3. Uhr Nachmittage auff und nieder / nachdem er sich nicht weiter ins Wasser begiebt/ weil es zu kalt wird. Wenn sie in der Barqve eine gute Qvantität solcher Perlen-Mutter beysammen / so fahren sie zu Abladung derselben / damit zu einer Sand-Banck/ und machen sie allda auff / indem ein jeder hierzu ein besonders Eisen hat ; Der Herr solches Handels gibt genau Acht auff sie/

damit

damit keiner einige Perle verpasse / in welchen sie sonst sehr schlimm und fertig sind / selbige hernach um ein geringes verkauffen / und so lange als das jenige währet / was sie vor solches Entwendete bekommen / durch kein Mittel wieder zum Perlen-Fang zubringen sind. So viel von den Ost-Indischen Perlen-Fang / zu einer andern Zeit wollen wir auch der West-Indianischen Perlen-Fischerey gedencken / vor dißmahl aber nur noch mit wenigen besehen:

XCIX.

Die Erzeugung der Perlen.

Hievon berichten nun die jenigen / welche die Perlen Insuln beschrieben / folgendes: Wann es im April viel Regen gibt / so findet sich ein gewiß Geschlecht Austern / die erheben sich auff das Merr-Wasser / thun sich auff / empfangen und fassen etliche Tropffen von dem Regeu / in ihren inwendigen Theil hinein / schliessen sich hernach wieder zu / und sincken auff den Boden zurück / uud solche Tropffen werden hernachmahls alle zu Perlen.

C.

Der Könige in Indien wunderseltzame Ehren-Titul.

Die Könige in Indien haben alle durchgehends wunderliche Ehren-Titul. Unter allen thut sich sonderlich herfür der König zu Achem, der sich schreibt: König über alle Welt / die von GOTT gemachet

gemachet ist / dessen Leib glänßet / als wie die Sonne im Mittage / ein König / den GOtt lässet scheinen vollkommen zu seyn / wie der Mond / wenn er voll ist / König von GOtt auserkohren / König der vollkommen ist / wie der Nord-Stern / König über alle Könige / Kind oder Kindes-Kind des grossen Alexanders, König / für welchen alle Könige das Haupt müssen neigen / und sich unterwerffen / König / der so verständig ist / als eine vollkommene runde Kugel / und glückselig / wie das Meer / König / der GOttes Sclave und Knecht ist / der GOtt siehet / der alle Menschen lässet sehen / daß GOtt gerecht ist / und ein Fürsteher der Göttlichen Gerechtigkeit ist / ein König von GOtt gesegnet / König / der alle Menschen ihre Schandflecken bedecken kan / und alle ihre Missethaten vergeben / König / unter welches Schatten alle Sclaven ihre Zuflucht nehmen / König / der vollkommen ist in allen Rahtschlägen über alle Völcker / ein König / der seinen Unterthanen viel gutes thut / König der aller Welt nütze ist auf dem Erdboden / von desselben Fußsohlen ein schöner Geruch gehet über alle Könige / König / dem GOtt der Allmächtige seine Gold-Minen verliehen / die sehr sauber und rein sind / dessen Augen leuchten / wie der Morgenstern / der auch besitzet den Elephant mit Zähnen / den rohten / bunten / schwartzen / weissen und gesprenckten Elephant / der mehr ein Weiblein als Männlein gleichet; wie auch den Zwitter-Elephant / König dem GOtt der Allmächtige gibt Kleidung zu den Elephanten / mit

Gold und Edelgesteinen geschmücket / nebst einer grossen Anzahl Fecht-Elephanten/ mit eisern Streit-Wehren auf den Rücken/ deren Zähne mit eisern Mallolen und kupffern Schuhen gewaffnet sind/ König / dem GOtt der Allmächtige gibt Rosse mit güldenem Schmuck / edlen Gesteinen und Smaragden versehen/ nebenst vielen tausend Pferden zum Kriege ausgerüstet / herrlicher Hengsten aus Arabia, Turckey, Catti und Balacki, König/ dessen Gebieht sich uber Süden und Norden erstrecket / König / der ich günstig bin denen / die mich lieben / und Freude gebe denen Betrübten / König / der alles kan fürzeigen / was GOtt erschaffen hat/ König / den GOtt gesetzet hat über alles zu regieren / und alles auf dem Thron Achem sehen zu lassen.

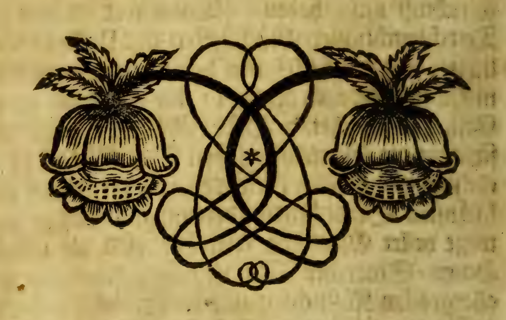
Der König zu Siam gehet aber doch noch höher/ und pranget weit über andern Fürsten / denn also lautet der Eingang seines Briefes an den Printzen von Oranien/ Herrn Friderich Henrich Sel. Gedächtniß geschrieben/ im Jahr 1636.

Dis ist ein güldner und schrifftlicher Brief/ von Verbündniß und Freundschafft voll Göttlichen Glantzes / ja der Allerfürtrefflichste / begreiffend alle weise Wissenschafften/ der Glückseligsten/ als in der Welt bey Menschen nicht ist/ der Beste/ der im Himmel / auf Erden / und in der Höllen seyn mag / die grösten / süssesten und freundlichsten Königlichen Wort/ deren kräfftig-lautende Eigenschafften und herrlichen Ruhm dermassen den Erdboden

boden durchleuchtet/ als ob durch göttliche Krafft die Todten aufstunden / und wundersame Weise von allen geistlichen und leiblichen Befleckungen gesaubert würden/ worob sich nicht allein die Priester / sondern auch die Kauffleute und alle dienstbahre Menschen mit sonderlicher Freude verwundern / also daß hiemit einige Würdigkeiten keine Gleichniß nicht haben. Dann wer ist solch ein Durchlauchtigster/ Mächtigster/ und Unüberwindlichster Herr/ als ich? von hundert und einer Königlichen güldenen Kronen / mit neunerley edlen Gesteinen versetzet. Ober-Gebieter (dann wir schlagen die Gotteslästerlichen Titul fürüber) des edelsten und grösten Reichs Siam, der Glantz der schönsten Stadt India / deren mannigfaltige Zuwege voller Menschen kriebeln / und die oberste Haupt-Stadt der Welt ist / ausgezieret mit der allergrösten Köstlichkeit und den herrlichsten Auen/ dessen Herrscher seinen Pallast von Gold und Edelgesteinen hat. Ein Herr der güldenen Thronen / auch des weissen/ rohten / und rund geschwäntzten Elephanten/ welche drey fürtreffliche Reise-Thiere der grosse GOtt sonst niemand gegeben hat: Ein göttlicher Herr / in wessen Land das sieghaffte Schwerd beruhet/und der den vier-gearmten Gott des Krieges gleich ist.

Der grosse Mogol wird ebenfals mit einem prächtigen Titul beehret / welcher sich also anfängt: Der Mächtigste des Erdbodens / Gebiehter des Welt / grosser Monarch / höchste Maje-

ſtät / glåntzender Fůrſt / unter den Groſſen / ꝛc. Denn ſie hegen die thòrichte Meynung / daß um ſein Haupt und Tulband ein Glantz wie der gůldenen Sonnen ſtrahlet. Baldæi Malabar und Choromandel c. 5. pag. 23. & 24.



Des



Des Raritäten-Cabinets/ Ost-West-Indianischer und ausländischer Sachen/ Zweytes Hundert/

Vorstellende
Die raresten Denck- und Merckwürdigkeiten/ so sich in Japan, China, Siam, Malabar, Choromandel, Pegu, Java, Indostan, Brasilien, Mexico, Peru, Guina, Congo, Tartareyen und andern Ländern finden/ begeben/ oder zugetragen haben.

I.
Die Götzen-Wache des grossen *Dairo* in *Japan.*

Dem Dairo, oder Japanischen Papste/ als welcher nechst dem Käyser der Höchste in allen Japanischen Reichen/ müssen dreyhundert und fünff und sechzig Abgötter/ die er in seinem Pallast stehet hat/ die Wache halten. Alle

Nächte wird einer von diesen Abgöttern vor sein Bette gesetzet/ damit er für des Dairo Wohlstand Sorge trage.

Da ihm aber einiges Unheil begegnet / wird der Abgott/ der die Nacht-Wache gehabt/ mit Prügeln tapffer abgeschmieret: (wie weh es den armen Teufel thun muß/ steht leicht zu erachten.) Bey dieser Straffe bleibt es nicht / der arme Götze wird über das hundert Tage aus des Dairi Schlosse gebannet. Nach Verlauff aber dieser hundert Tage wird der ausgebannete Götze wieder eingeholet/ und an seine vorige Stelle gesetzet.

Eben diese Gewohnheit hält auch der oberste Priester Ninxit, sonsten auch Jako oder Xako genennet/ dieser hält ebenmäßig zu Meaco mit dreyhundert und fünff und sechzig Götzen-Bilder / wie der Dairo seinen Hoffstaat. Montanus.

II.

Das Virginianische Eichel-Brod.

Es gibt in Virginien ungemein viel Eich- und Nuß-Bäume / damit nun diese Eicheln nicht umkommen/ pflegen die Virginianer dieselben etliche Stunden lang/ und zwar in unterschiedlichen Wassern zu kochen / und machen hernach ein wohl-riechendes Oel daraus/ mit welchen sie den Kopff / die Gelencke und andere Glieder / wenn sie opffern wollen / salben. So ist das Brod auch eines angenehmen Geschmacks/ das von solchen Eicheln/ welche gantz weiß und süß sind/ gebacken wird.

Man

Man findet auch Eichel-Brod in der Barbarey/ woselbst die Bäume licht-braune länglichte Eicheln tragen / die aber angenehmer und süsser seyn sollen/ als die besten Castanien. Joh. Jonston Tavmatographia Naturali Classſ. 5. de plantis.

III.

Der Sinesische Talg-Baum.

BEy Kinhoa, in der Landschafft Chekiang, wächset auf Bäumen eine Fettigkeit / davon Kertzen oder Lichter / eben wie von Unschlit oder Talg gegossen/ die überaus schön und weiß sind / und die Hände im Angreiffen nicht beschmieren / auch keinen Gestanck/wenn man sie ausbläset/ von sich geben. Der Baum ist ziemlich groß / gleichet mit Blättern und Gestalt unsern Birnen-Bäumen/ und bekommt eine weisse Blüht / wie unsere Kirsch-Bäume / daraus werden runde Beerlein / so greß wie Kirschen / und mit einer dünnen schwartzen Haut bekleidet / dero Inwendiges weiß ist/ und sich sehen lässet / wenn die Beerlein reiff worden / und die Haut gespalten. Diese eingesammlete Frucht wird von denen Sinesern gekocht/ wodurch ihr Inwendiges in lauter geschmoltzen Fett zerfliesset / welches hernach / wenn es erkaltet / wie Talg zusammen laufft / und wieder hart wird. Daneben hat diese Frucht in der Mitten einen Saamen oder Kern / der voll Oel sich befindet/ und wie Oliven in Europa geweicht und gepresset wird / das Oel aber gebraucht man in

Lampen und nicht zur Speise / die Blätter dieses Baums / so ebenmäßig eine Fettigkeit bey sich haben / sind ein gutes Futter für die Schaafe und Kühe / welche dieselben begierig essen / auch sehr wohl damit gemästet werden. Neuhoffs China pag. 367.

VI.
Die Heyrahts-Ceremonien der Japaner.

IN dem Königreich Japanien ist es nicht gebräuchlich / daß ein Mannes-Bild um eine Weibes-Person werbe oder freye / sondern alle Heyrahten werden von beyderseits Eltern vollzogen / sind aber die Eltern gestorben / so betrifft dieses Amt die nächsten Bluts-Freunde. Die Weiber bringen keine Morgen-Gabe zu den Männern / denn sie können durchaus nicht leiden / daß die Frau den geringsten Anlaß zur Hoffart haben möge.

Sie pflegen von dem Weiber-Volck offt zu sagen / ein Weibes-Bild hat die gantze Zeit ihres Lebens keine eigene Wohnung. Denn weil sie jung ist / lebet sie in ihrer Eltern Hause / wenn sie heyrahtet / bey dem Manne: Wenn sie Wittwe wird / bey ihren Kindern. Die armen Adelichen lassen sich nimmermehr bereden / und wenn sie auch kaum das trockene Brod zu essen hätten / daß sie einen Bürger heyrahteten / und wenn er auch schon der Reichste wäre / so viel halten sie

von

von ihren Adel. Wenn die Weiber den Männern nicht mehr gefallen / so können sie sich ohne alle Schande von denselben scheiden / wenn sie gleich nichts böses gethan haben. Weil denn die Frauen so schlechte Freyheiten haben / und leichtlich können verstossen werden / so bemühen sie sich äusserst / daß sie ihrer Ehe-Herren Sitten wohl erkündigen / sich in ihre Weise schicken / und ihnen mit allen nur ersinnlichen Liebkosungen entgegen gehen.

Solte nun eine Frau mercken / daß ihr Herr nicht mit ihr zu frieden / so läst sie es wol bleiben / daß sie ihn gleiches mit gleichen vergelte / oder ihn anfahren und ausschelten solte: Sondern sie befleißiget sich vielmehr ihren Unmuht zu verhehlen / hütet sich / daß sie ihn nicht mit einen unfreundlichen Blick empfange / und sinnet Tag und Nacht darauf / wie sie ihn mit ihren Zucker-süssen Beywohnen und willfärtigster Aufwartung begütige / und in ihrer Liebe erhalte. Uber dieses so ist zu wissen / daß alle Weibes-Bilder von Jugend auf also abgerichtet seyn / daß sie sich in Bürgerliche Händel und Regiments-Sachen nicht einmischen / auch weder ihre Männer darum fragen / noch vor andere etwas ausbitten. Denn sie wissen / daß / so bald sie davon anfiengen zu reden / so würde der Mann augenblicklich mit Unwillen aus den Frauen-Zimmer gehen. Welche Unlust sie mehr als sonst etwas zu vermeiden sich bemühen. Wenn man die Japanier fraget / warum sie ihre Weiber so strenge halten ? so geben sie dessen doppelte Ursache.

Erstlich sagen sie / sey das Weib darum gebohren / daß sie dem Manne diene / ihm in seiner Arbeit und Sorge erqvicke / Kinder zeuge und aufferziehe. Vors andre hätten die Weiber vormahls bey ihrer Freyheit viel traurige Händel angerichtet / davon noch alle ihre Historien zusagen wüsten. Wären also aus Erfahrung klüger worden / und hätten die Gelegenheit zu solchen grossen Ubel aus dem Wege geräumet / daß sie keiner das geringste von den jenigen Sachen vertraueten / so die Regierung angienge. Bernh. Varen. Beschreib. des Königreichs Japanien. cap. 12.

V.

Das *Chili*sche Kraut-Brodt.

IN der See-Gegend des Landes Chili, wächset ein gewisses Kraut / wie unsere Wegwarten gestaltet / welches man Luce nennet / dasselbe entspriesset aus den Felsen wie andere Pflantzen aus der Erden wachsen. Im Frühling wird es gesammlet / wenn es am höchsten gewachsen ist: Und nachdem es an der Sonne getrucknet / macht man grosse Brodt daraus / welches man in der Gegend vor ein Lecker-Bißlein achtet / absonderlich in Peru, Cujo und Tueumana, weil es andern Speisen vor Gewürtz und Confect dienet. Alotiso d'Ovaglie l. 1. c. 16.

VI.

Der *Cingalesen* Natur / Tracht Haußhaltung und andere Sitten.

PHilippus Baldæus so sich etliche Jahr als ein Prediger der Niederländischen Ost-Indischen Compagnie in Ost-Indien auffgehalten / statet von dieser Nation in seiner Beschreibung vom Malabar, Choromandel und Zeylon, cap. 49. pag. 415. 416, 417. 418. folgenden Bericht ab.

Die Cingalesen sind artig / geschickt / und haben guten Verstand in allen Handwerckern / als in Gold / Silber / Helfenbein / Ebenholtz / wie auch in Eisen zu arbeiten / Waffen zu schmieden / und solche mit Silber künstlich einzulegen / sind wohl beschwätzt / hurtig auff den Beinen / im Krieg erfahren / und zum Streit wohl abgerichtet / nüchtern und wach. Sie marchiren im Kriege nur eintzelen / Mann auf Mann weil die meisten Päße enge sind / tragen Knebelspiesse / und haben kleine Trommeln / die gleichwohl ein grosses Gethön und starcken Laut geben / so / daß man den Schall auff drey Meil im Gebirge hinein hören kan / sie dienen sehr wohl einen Uberwundenen Feind vollends matt zu machen / und selbst nach dem Tode noch tödliche Stiche zu geben / ihnen viel zu vertrauen ist nicht rathsam / gleichwol weil sie listig sind / muß man sie nicht verachten / welches sie auch gar nicht vertragen können / nachdem sie zumahl durch die Portugisen und andere Europäische Völcker zu klug gemacht werden.

Es wird bey ihnen Blut-Schande gering und

und für keine Sünde gehalten : denn wenn die Männer von ihren Weibern ziehen / befehlen sie dieselben jedweder seinen Bruder/um in ihren Abwesen ihnen die männliche Pflicht zu leisten.

Die Cingalesen sind bey nahe von Gestalt wie die Malabaren mit langen offenen Ohren / doch sind sie von Farbe so schwartz nicht/ihre Kleidung und zwar der Männer ist ein Wammes von Tuch oder Leinwand/unten haben sie ein Leinen Kleid/ durch die Beine gezogen/unsern Hosen nicht ungleich/ auff den Haupt trägt/wer was von Ansehen seyn wil/ eine rothe Rovanische Mütze/welches bey ihnen eine grosse Sache ist/ die Ohren sind mit Ringen und Edelgesteinen geziehret / sie tragen an den Seiten ein Gewehr mit einer breit-geflammten Klinge/und ein Gefäß von Silber / Helfenbein / oder Gold. Der gemeine Mann läufft meist nackt / ausgenommen die Schaam / die sie mit einen leinen Vorkleid bedecket haben / das Frauen-Volck gehet mit den Brüsten bloß / sind von Leib und Gliedmassen wohlgestaltet / sie brauchen keines äusserlichen Zieraths an dem Haar/ wissen aber / dasselbe Hinten auff dem Haupt wie eine Haube zu formiren. Um den Halß haben sie guldene oder silberne Halsbänder/ auch Ringe an den Fingern und Zehen der Füsse.

Sie die Cingalesen halten viel von guten Tagen / und wenig von der Arbeit / immassen die Malabaren auch thun / sind wollüstig / und prahlen sehr auff ihr Geschlecht. Sie nehmen so viel Weiber als sie sich getrauen zu ernehren.

Sie

Sie lassen ihre Tochter frühzeitig heyrahten / in dem 10. oder 11ten Jahr/und ist dieser Nation solches unmöglich auszureden / weil sie wegen der Jungfrauschafft ihrer Bräute wollen versichert seyn.

Ihre Todten verbrennen sie nach der Heyden Weise. Sind wohl und nett in ihrer Haußhaltung/ gebrauchen zu ihren Tellern und Tisch-Tüchern Blätter von Feigen-Bäumen / ihre Löffel machen sie von alten Kokos-Nüssen / trincken aus Gorgoletten, welches sind erdene Kannen mit Röhren gemacht / die sie nicht an den Mund setzen/ sondern nach der Mohren Weisen den Tranck in den offenen Halß lauffen lassen / sie halten sehr auff ihr Geschlecht / und werden nicht leicht mit jemand essen oder trincken der von geringer Herkunfft / inmassen denn auch viel von dieser Nation mit ihren eigenen Frauen deswegen nicht essen. Bißher Baldæus. Wer aber eine Ausführliche Beschreibung von dieses Landes und seinen Einwohnern Natur / Sitten / uud Gewohnheiten verlanget / &c. der lasse sich recommendirt seyn Robert Knoxen Histor. Erzehl. von der Insul Ceilon.

VII.

Der sonderliche Brasilianische Fisch-Fang.

Die Brasilianischen Menschen-Fresser / oder Wilden / fangen die Fische mit einer sonderbahren Art Baum-Rinden / welche sie an den Ort

da

da viele Fische verhanden sind ins Wasser werffen/ da denn dieselbe also eingeschläffert und ihnen zu Theil werden. Piso in Mantissa Aromat. p. 171. Marchgravius de Brasilia lib. 3. Francisci Ost-Indian. Lust-G. pag. 681.

VIII.

Die unverschämten Raben.

IN denen Indianischen Landstriche Bengala und Arakan, halten sich gewaltig viele Raben und andere Raub-Thiere auff/ welche so kühn sind/ daß sie sich auff den Rücken des Büffels setzen/ denselben erstlich die Haut / hernach aber grosse Stücke Fleisches herab picken und fressen/ also daß diese arme Thier sich offt mit den Schwantz vergeblich wehren/ vielmahls aber ihnen gar lebendiges Leibes zu Theil werden. Walther Schultz, part. 3. Bl. 205. seiner Ost-Ind. Reise.

IX.

Der unglückliche Heydnische Wunder-Pfaffe.

IM Jahr 1587. hatten die Portugisen ihr Lager geschlagen in dem Gebieth eines ihnen nunmehro verpflichteten Mohren-Fürsten / zu eben dieser Zeit fiel eine so grosse Theurung ein/ daß man allenthalben um Brodt und Regen schrye / und doch von beyden nichts erhalten kunte. Aber siehe / bald that sich hervor ein Götzen-Pfaffe / ein Zauberer / welcher sich gantz stoltz und vermessen vernehmen ließ / mit seiner Kunst

den

den gewünschten Regen zu schaffen/daß man glauben solte/seine Macht wäre den göttlichen Willen nicht unähnlich. Das Volck versammlete sich demnach in grosser Menge auff den freyen Felde/ da nicht ein trübes Wölcklein am Himmel war/ welches ein Vorbote oder Anzeige des Regens hätte seyn mögen. Er aber stellete sich mitten in den Hauffen/ begunte seine Schellen oder ander Zauberzeug zu rühren/ zu hüpffen/ und weiß nicht was für Worte im Mund unter den Zähnen zu murmeln. Dis wärete fast eine halbe Stunde/ als sich uhrplötzlich ein schwartzes Gewölb am Himmel sehen ließ/ und ein Wetter zusammen zog/ und so erschrecklich zu donnern und zu blitzen anfieng/ daß jedermann vermeynte/ dieses Wetter/ würde unfehlbahr einen ungeheuren Platz-Regen ausbrechen. Die Portugisen waren mit grossen Verlangen des Anfangs gewärtig/ das Volck aber preisete die Macht ihres Götzen-Pfaffen/ und er selbst von diesen Hoffarts-Winde gantz auffgeblasen/ begunte der Christen zu spotten und ihren Glauben zu verachten. Das wilde Wetter nahm inzwischen immer zu/ und flogen die Donner-Keile mit erschröcklichen Geräusche und Krachen/ bald auff diese/ bald auff jene Seiten/ daß den Zusehenden die Glieder schauderten/ und die Haare zu Berge stunden. Endlich fiel ein Feuer-Strahl auff den Zauberer/ und nahm ihn den Kopff so glatt vom Rumpff hinweg/ als wäre er mit dem Schwerdte abgeschnitten worden/ dieses so erschröckliche Schau-Spiel

machte

machte das heydnische Volck von ihrem Halb-Gott weit einanders glauben / als er ihnen vorgeprahlet hatte / versagten demnach seine Lehre / und liessen sich in den Christenthum unterrichten. Die Anzahl der Gläubigen nahm hernach dermassen zu / daß Anno 1590. über 20000. Rechtgläubige Christen in Angolo gezehlt wurden. Cornel. Hazart. Hist. Ecclesiast. Africa. part. 2. c. 14. pag. 155. & seq.

X.
Die *Cingale*sische Dresch-Art.

WEnn die Cingalesen dröschen wollen / so erwehlen sie in der Nähe ein rund Stück Feld / ohngefehr 20. oder 25. Fuß breit / nehmen den Rasen ab / bestreuen es mit Aschen / legen allerhand Gauckeley in die Mitte / welche sie mit einen breiten Stein bedecken / hernach bringen die Weiber deren Amt es eigendlich ist / jedwede ihre Bürde von geschnittenen Korn auff dem Kopffe / gehen dreymahl um die Tenne herum / und werffen sie alsdenn nieder. Darauff tragen sie ohne einige weitere Umstände auch das übrige Korn hinein / so geschwinde als sie können. Hernach binden sie drey Ochsen zusammen / treiben solche stetig in der Runde herum / und auff solche Art werden die Hülsen-Früchte bey ihnen von denen Ochsen ausgetreten. Knox Hist. Erzehl. von der Insul Ceilon. lib. 1. c. 3. pag. 21.

XI.
Wie die Japaner ihr Papier bereiten.

Es wächset in Japanien ein sehr dicker Baum/ Canschy genannt / welchen sie gantz auf der Erde abhauen/ darnach wachsen aus dem Stamme junge Aufschößlinge/ deren Stiele / wann sie Daumens dick gewachsen/ wieder abgeschnitten / und in grosse Bündel gebunden werden/ die drey Schuh hoch und so dick sind/ daß sie ein Mann mit ausgereckten Armen kaum umfassen kan. Hernach werden diese Bündel mit dem Ende/ davon sie abgeschnitten/ aufrecht in einen Kessel gesteckt/ Wasser darauf gegossen/ Feuer darunter gemacht / und so lange gekocht/ bis die Rinde abgehet. Hernach werden sie umgekehret/ und mit den andern Ende im Kessel gestecket/ und eben auf diese Weise gekochet / wenn das geschehen/ werden die weichen und abgeschelten Rinden fleißig zusammen gelesen / und getrocknet / das Holtz aber verbrennet; Wenn sie nun trocken sind/ werden sie abermahl mit der Asche des Holtzes und Regen-Wasser in einem Kessel vier und zwantzig Stunden lang gesotten / darnach werden die Rinden wieder heraus genommen / und gantz rein gesäubert von aller Aschen/ daß nichts daran kleben bleib/ und darauf zum drittenmahl mit reinem Wasser in einem reinen Kessel abgekocht/ und mit einem reinen höltzernen Stabe fleißig umgerühret/ bis gleichsam ein Brey davon wird. Hernach saubert man noch das Schwartze / so daran klebet / damit der Brey

gantz weiß scheine / welcher ferner in höltzernen Mörseln mit höltzern Stempeln zerstossen / wieder heraus genommen / und in viereckte Kästlein gethan / zugedecket / grosse Steine darauf geleget / und das Wasser heraus gepresset / die Materie auf kupfferne Form getragen / und im übrigen / wie die Papiermacher bey uns / damit tractiret und verfahren wird.

XII.
Die sich in Vögeln verändernde Raupen.

DEr gelahrte Amsterdammische Medicus G. Piso lib. 1. Hist. nat. berichtet / daß unter den Brasilianischen Raupen einige gefunden werden / so sich nicht nur / wie viele andere in Sommer-Vögel oder zwiefalter (Papiliones) verwandeln / sondern die sich in solche anmuhtige Vögelein verändern / welche von den Einwohnern Guainumbi, von den Niederländern aber Blumen-Specht genannt werden / und vor die allerschönsten Vögel in gantz Brasilien geachtet werden. Man zählet in gantz America siebenerley Arten von solchen Vögelein / welche von den allerschönsten / insonderheit von Gold- und roht-gefärbten Federn dermassen lieblich ausstaffiret / daß der allerkünstlichste Mahler / mit aller seiner Kunst / verstummen und zurücke treten muß.

Es haben diese Vögelein einen gar geschwinden Flug / daß mans mit den Augen kaum begreiffen kan: Die Bewegung ihrer Flügel ist fast so schnell / als

als an den grossen Himmel. Sie sind nicht grösser/ als eine gemeine Heuschrecke/ und dabey so leicht/ daß sie kaum 20. Gran wägen. Die Schnäbel sind sehr zart/ aber bey den einen Geschlecht länger/ als bey dem andern. Das Zünglein ist dünn und gespalten/ so schmal als ein seidener Faden/ hiemit saugen sie den Thau aus den Blumen.

Man findet sie am häuffigsten in den Wäldern/ fürnehmlich bey früher Morgenzeit/ wenn die Blumen mit dem Thau angefüllet / alsdenn machen sie ein grosses Geräusch und Geschnatter / doch nicht mit Singen/ denn sie ruffen nur/ wie ein Sperling. Ihr kleines Nestlein bauen sie auf den Baum-Zweigen/ bereiten es aus einer Art von Baumwollen/ und legen schnee-weisse Eyer darinn/ wiewol gemeiniglich nur zwey/ deren keiner grösser als eine Erbs. Die Füsse sind überaus subtil / schwartz / mit vier Klauen/ welche wie eine Nadel zugespitzt sind. Sie leben nicht lange/ wenn sie gefangen werden / sondern sterben bald/ und geben alsdenn einen anmuhtigen Geruch von sich.

Fr. Ximenes schreibet / daß sie in den Neu-Spanien nicht länger leben / als die Blumen währen/sondern/wann diese abfallen/ so hefften sie sich mit ihren Schnäbeln an die Bäume / und bleiben also entweder todt oder matt von Hunger unbeweglich/ bis es über 4. oder 6. Monaten wieder regnet/ und das Feld zu grünen und Blumen zu bekommen beginnet.

Wenn nun diese Raupen sich in dergleichen

Vögelein verwandeln / so bekommen sie am ersten die schönen Federn samt den Flügeln zum Vorschein/ jedoch daß man an den Hintertheil des Leibes noch augenscheinlich die Form einer Raupen siehet/ die sich aber auch nach und nach in die Gestalt eines Vogels verändert.

XIII.
Die Brasilianischen Riesen.

IN der Portugallischen Landschafft Isleos, und West-Indien / schwärmen und breiten sich aus die Guaimurer, ein Volck / welches an ungeheurer Grösse und wüsten Eigenschafften in gantz Brasilia seines gleichen nicht hat. Diese Leute sind überaus groß und starck / haben wider die Gewohnheit dieser Landes-Art eine weisse Haut / und führen erschröckliche grosse Bogen und Pfeile. Sie leben ohne Häuser/ wie die wilden Thiere unter dem freyen Himmel/ verschlingen das Menschen-Fleisch wie die Tieger-Thiere / und fechten niemahls bey gantzen Hauffen / ein jedweder lauret allein / einen Menschen oder Thier zu überfallen. Ja/ sie fressen ihre eigene Kinder selber. Vor Zeiten haben sie ihre Wohnung gehabt an dem Flusse / der noch St. Francisci seinen Nahmen führet. Aber nachdem sie von den Tupin Imbio und Tupin Achis von dannen vertrieben worden/ haben sie sich an gemeldter Land-Haupt-Mannschafft Isleos gesetzet / und dieselbe mit stetigen Räubereyen dergestalt geplaget/ daß die Portugisen nicht allein etliche Zucker-Mühlen

len verlassen / sondern die Gegend zuletzt räumen müssen. Olf. Dapper, America Descriptio lib. 3. cap. 2.

XIV.

Die Beschaffenheit des edlen Muscaten-Baums.

DJe edlen Nüsse/ so uns dieser Baum gibt/ verdienet / daß wir dessen Herkommen ein wenig genauer besehen. Es finden sich aber derselben zweyerley Art. Die Gemeinen von den Jndianern Bongopala genannt / ist Gestalt wie ein Apffel-oder Birn-Baum / wächset offt von sich selber ungepflantzt; dieser Baum wird sehr alt/ ist immer grün/ und hat viel Blumen und Früchte/ deren etliche gantz/ etliche nur halb reiff werden / die Rinde des Baums ist Aschenfarbig/ das Holtz lose oder löcherig/ und das Marck darinnen braunroht / die Blätter/ so zur Seiten/ sind selten eintzeln/ sondern sitzen wie ein Püschlein zusammen / hängen an kleinen Stengeln/ und sind lichtgrün/ dünn/ glatt/ haben in der Länge eine einige dicke Ader / davon an beyden Seiten viel kleine abgehen/ wenn man sie zwischen den Fingern zerreibet/ riechen sie nicht allein so lange sie grün seyn/ sondern auch / wenn sie verdorret/ gar starck/ und geben allemahl eine trefliche Artzeney. Die Blühte ist so groß / wie unser Birn-oder Kirsch-Baum-Blühte/ fällt leichtlich ab / und riechet nicht gar starck. Die Frucht / so länglicht-rund/ wächset nicht wie Wälsche Nüsse forn an den

tzen/ sondern hin und wieder an den Gliedern der Zweige. Wenn die Blumen-Blätter abgefallen/ ist die erste und äusserste Schaale oder Hülsen der Frucht anfänglich grün / runtzlich / rauch und dick/ aber wenn sie reif zu werden begiñet/ lassen sich davon viele purpurfarbige und güldene Flecken sehen. Diese Hülse bekommt alsobald einen Riß / und berstet hernach / wenn die Frucht reiff ist / wie die Hülsen unserer Welschen Nüsse thun / wenn sie reiff sind. Darunter siehet man die Foli oder Muscaten-Blumen zu erst/ mit einer schönen rohten/ und bald darauf mit einer gold-gelben Farbe/ welche Blühte wie ein Netz um die inwendigste Schale sitzet / darinn eigentlich der Kern die Muscaten-Nuß von uns genannt/ verborgen/ daß also die Muscaten-Nuß mit drey Schalen oder Hülsen überzogen / davon die oberste dick und grün/ die mittelst was dünner / goldgelb und theuerbahr / die unterste aber hart und höltzern ist/ wiewol bisweilen die mittelste Schaale/ nemlich die Blume mangelt/ welche geschicht / wann die Nuß/ so mit der Blumen/ als mit einem Netz umgeben/ sehr eilend und geschwind zunimmt/ ehe die Blume ihre gebührende Stärcke und Dicke erlanget/ weil dieselbe alsdenn bersten oder vergehen muß.

Der Muscaten-Baum bringt insgemein 2. oder 3. mahl im Jahr Frucht / erstlich im August und September/ darnach im April / und drittens bald in diesem bald in jenem Monden/ nachdem das Jahr fruchtbar oder unfruchtbar ist. Und müssen die Nüsse nicht eher / bis sie völlig / abgelesen werden/

weil

weil die Unreiffen von den Indianern Rumpi genannt/ aus Mangel des Saffts nicht lange dauren können/ auch bald Wurmstichig werden / die Reiffen aber nimmt man aus ihrer äusserten mürben Schaale heraus/ und trucknet sie in der Sonnen/ hernach löset man die mittelste Schaale / oder die Muscaten=Blume/ und endlich auch die innerste harte Schaale davon/ wäschet die Nüsse mit Kalck-Wasser/ welches sie vor aller vom Gewitter entstehenden Verderbung und Veränderung bewahret/ daß sie durch die gantze Welt zu Wasser und Lande können geführet werden. Vor die besten Nüsse aber hält man diejenigen / welche Aschenfärbig und röhtlich seyn/ auch einige durchhin lauffende weißlichte Streiffen haben.

Neben diese runden Muscaten=Nüß / davon bißher geredet / findet sich auch eine länglichte von den Indianern Pala Metsiri, und bey uns in Europa das Männlein oder die Männlein=Nuß genannt / nicht daß sie besser und kräfftiger ist / denn die Runde / sondern darum / weil der gemeine Mann in den Wahn steckt/ daß sie in der Speise gebraucht / den Männlichen Saamen erwecke und vermehre. Die Indianer achten der Blume wenig / wie schön sie auch gefärbet / die Nüsse begehren sie auch nicht einmahl abzulesen / und die Bäume zählen sie unter die wilden / weil sie nur auf den Gräntzen Banda wachsen / und von niemand gepflantzet werden / selbige sind den andern nicht ungleich / ohne daß ihre Blätter was länger/

dicker und mit Aderchen durchgezogen / die Nüsse sind nicht nur länglicht / sondern auch zu weilen bey nahe viereckt / und wachsen nicht aus den Knospen der Zweige / wie jene / sondern aus der äussersten Spitzen derselben / daran sie bey 3. oder 4. zusammen sitzen.

Diese Muscaten-Nüsse werden von mancherley Vögeln abgefressen / sonderlich von einer kleinen Art weisser Tauben / welche so bald die äusserste Schaale berstet / die Nuß samt den Blumen einschlucken / und nicht ehe aufhören / bis sie ihren ziemlich weiten Kropff gefüllet / daher sie auch von unsern Kauffleuten Nußfresser genannt werden. Aber die geschluckten Nüsse gehen ihnen gantz unten wieder ab / und wo sie aufs Land fallen / schlagen sie Wurtzel und beginnen zu wachsen / geschwinder denn andere Nüsse. Weil sie im warmen Magen der Vögel gleichsam geweichet und zubereitet sind / die Bäume aber / so davon kommen / sind nicht daurhafftig / tragen auch viel schlechtere Früchte denn andere / welche Früchte wenig geachtet / und nur um der Blumen willen womit man die besten Blumen verfälschet / eingesammlet werden. Neuhoffs China pag. 359.

Und eben um der seltzamen Fortpflantzung dieser Muscaten-Bäume / haben wir solche unsern Raritäten-Cabinet mit einverleibet.

Neuhoff gedencket zwar / daß die Bäume nicht daurhaffrig / auch die Frucht gar schlecht sey / und solches darum / weil die Nüsse in den Magen der Vögel gantz weich werden. Man

muß

muß aber wissen / daß nicht alle Nüsse / von diesen Vögeln mit eingeschluckt werden / sondern nach Partheis Bericht / in seiner 9jährigen Ost=Indischen Reise p. 137. fressen solche Vögel nur die äusserste Schalen / und lassen die Muscaten heraus fallen / welche / wo sie alsdenn auff die Erde hinfält / Wurtzel schlägt / und beginnet nach der Zeit ein neuer Baum herfür zu wachsen. Vogel gibt noch einen curieusern Bericht hievon / und schreibet / wenn der Vogel so die Muscaten Nuß fallen läst / ein Männlein / so wächst ein Männlein Muscaten=Baum / so der Vogel ein Weiblein / so wächset ein Weiblein Muscaten=Baum / wenn es aber ein Vogel / so sich noch nie mit einem andern gepahret / es sey ein Männlein oder Fräulein / und der gleichsam noch Jungfer ist / so wächset einer von den besten Muscaten Bäumen / die Weiblein sind die schlechtsten und platt aber dennoch gut zur Speise zu gebrauchen. Voglers Ost=Ind. Reise. p. 656. die neue Edition.

XV.

Das nur zu gewissen Stunden trinckbahre Wasser.

UNter denen Seltzamigkeiten des Wassers ist nicht die geringste / welche man zu sehen hat in der Americanischen Provintz Amapasa : Dieses Land lieget sehr niedrig / und ist wegen des häuffigen Wassers sehr pfützig / und voll Morastes : Weswegen man darinnen viel kleine Bächlein siehet / die gantz roth von Farben / und von

gifftigen Würmen und Schlangen wimmeln: Dannenhero die Spanier / so solches nicht gewust in mancherley Kranckheit gefallen / und sind ihnen viele Pferde / so aus diesen Wasser gesoffen / alsobald verrecket / also daß innerhalb 6. Monathen / so wol von Menschen als Vieh wenig mehr im Leben gewesen.

Walther Raleg. meldet / daß dieses Wasser von den Eingebohrnen getruncken werde / doch mit gewisser Beobachtung / denn als er sie gefragt / wie sie sich dieses Wassers bedienet / haben sie geantwortet : Sie fülleten um den Mittag ihr Geschirr mit selbigen Wasser / wann die Sonne den höchsten Staffel erreichet : dann zu anderer Zeit / so wol Vor-als Nachmittag / wäre dieses Wasser sehr gifftig / bevorab in Mitternacht / da es in lauter tödtlich Gifft verwandelt würde. Wie denn sonsten in selbiger Gegend auch noch an vielen andern Orten Wasser anzutreffen / so von Natur sehr gifftig. Nieremberg. lib. 16. Hist. Nat. Cap. 16.

XVI.

Der seltzame Feder-oder Schwerdt-Fisch.

IN Guina wird in den Herbst-Monath ein wunderlicher Fisch gefangen / so den Meer-Hanen gleich / auch oben auff dem Leibe / eine Feder gleich einer Sägen führet ; Für solche Feder hat sich der Fischer zu hüten / daß er nicht selbst die Tafel oder das Papier werde darauf sie schreibe / denn so er von selbiger Feder gestochen / oder verletzt / würde

würde ihm solches unleidendlichen Schmertzen bringen / auch das versehrte Glied gar dick auffschwillen. Ja / offt ist Gefahr dabey / daß er das verwundte Glied nicht gäntzlich verliehre / sintemahln die Stacheln gemeldter Fisch-Federn gar gifftig sind / ohn angesehen das Fleisch von den Mohren gegessen wird.

XVII.

Der wunderliche Fang dieses Fisches.

DEr Fang dieses Fisches ist fast merckwürdig. Denn wie die Niederländer berichten; so machet man eine Holtzflösse / bindet darauff ein Horn / mit einen Klöpfflein welches Instrument fast einen Klang / wie die Kühe-Schellen / gibt / und mit stetigem Geläut / indem es von den Meers-Wellen bewegt wird / auff der See herum schwimmet / bis endlich der / hierdurch herzugereitzte Fisch / einen Schuß darnach thut / sich selbst also den verborgenen Hamen anhängig und zum Gefangenen macht. Francisci Ost-West-Ind. Lust-Gart. Bl. 1392.

XXII.

Die Gestalt und Eigenschafft der Cithar-Fische

DIesen Cithar-Fisch (Pieke viola) macht seine seltzame Gestalt auch schauwürdig / sintemahl er einer Portugallischen Cither sehr gleich siehet. Ist ein Schuh und 9. Finger lang; sieben Finger breit; sein Kopff wie ein Kegel zugespitzet / die Augen sitzen rund und weit herfür / in der

Grösse einer mittelmäßigen Hasel-Nuß. Der Vordertheil des Leibes daran der Kopff sitzet / hat die Figur eines Hertzens / auff den Rücken ist er Leim-färbig / und mit schwartz-braunen Flecken besprengt / welche Flecken gar schön / und mit weiß-und himmels-blau getipffelt sind.

Nach dem vordern hertzformigen Theil des Leibes / fält der übrige Theil länglicht rund / drey Finger breit ; schmälert sich aber allgemach immer besser zu/bis an die Floß-Federn des Schwantzes / da er nur einen Finger dick ist / der gantze Rückgrad sitzt nach der Länge voll kleiner Puckeln / der Kopff/ so lang er noch frisch ist / gläntzet und leuchtet bey der Nacht/ sein Fleisch isset man nicht / und berichten die Fischer/wer es esse / der werde thöricht und unsinnig/bis nach dreyen Stunden / da er wieder zu sich selbsten komme/dem der einen solchen Fisch anrühret/heben die Hände und Arme an zu knacken : aber solches höret bald auff/ so man ihn aber in der mitten angreifft; erfolgt darauff ein Zittern der Glieder. Francisci Guineischer und Americanischer Blumen-Pusch. part. 1. p. 236.

XIX.

Copulations-Ceremonien der Mohren zu *Marocco.*

DJe Mohren in Marocco mögen viele Weiber auff einmahl zur Ehe nehmen / auch sich noch darzu / wie es ihnen ihr Alcoran erlaubet/ viel Concubinen halten. Wenn sie sich wollen ver-

verheyrahten / so nehmen sie einen Caccis mit einem Notario und Zeugen zu sich. Wenn der Notarius unterrichtet worden / was der Mann seiner Frauen geben will / so macht er ein Instrument darüber / welches sie Codaca nennen / denn in selbigen Landen geben die Väter denen Töchtern keinen Braut-Schatz oder Ausstattung mit / sondern diejenigen / die sie heyrahten / müssen sie eine Aussteuer verschreiben / welche dann auch die Weiber zu sich nehmen/ wenn sie von ihren Männern / wie bey ihnen vergönnet ist / verstossen werden. Sie wenden über die massen viel auf ihre Hochzeiten / also/ daß sie offtmahls fast alles das Ihrige darauf verthun.

Am Hochzeit-Tage so steiget die Braut auf einem wohl-gestaffirten Maul-Esel / der mit Reiffen bis in die Höhe hinauf umgeben ist/ so dann mit Tapeten bedeckt sind/ und nicht anders läst / als wenn das Maul-Thier einen kleinen Thurm trüge. In diesen Thurm sitzet die Braut/ und kan sie niemand sehen: da sie hingegen durch ein zartes Tuch alles/ was vor ihr und um ihr ist/ schauen kan. Man führet sie in diesen Aufzuge durch die gantze Stadt/ und folgen ihr viel andere Maul-Esel/ welche mit allerhand Hausrahte beladen / so die Braut mit bebekommt. Auf diese siehet man das Mannes- und Weibes-Volck/ und machen die Weiber ein abscheulich Geschrey dabey/ denn die kleinen Mohren-Paucken sich tapffer hören lassen. Nach diese Parade begeben sie sich zur Mahlzeit. Ist die Braut vornehmen

men Standes / so hält sie ihren Aufzug durch die Stadt auf einen wohl-geputzten Cameele / welches ebenfals so einen kleinen Thurm auf sich hat / der Gagola genennet wird / und mit einem einfachen Taffel überzogen ist / dadurch die Braut alles sehen kan.

Findet der Bräutigam bey dem ersten Beyschlaffe / die er zur Ehe genommen / als keine Jungfer / so schicket er sie mit allem denjenigen / was sie zu ihm gebracht / ihren Vater wieder ins Haus zurück / und mag sich nach einen andern umsehen. Wenn er sie aber vor eine Jungfer erkennet / so läst er ihre Schlaff-Hosen so blutig / als sie aussehen / durch die gantze Stadt den andern Tag hindurch tragen / und muß dieses das Ehren-Zeugniß der zu ihm gebrachten Jungferschafft seyn. Diese Ceremonie haben sie in dem Königreich Feza, ja noch mehr: Es warten gar einige Weiber vor der Braut Kammer auf / welchen der Bräutigam / so bald er das seine verrichtet / das gezeichnete Bett-Tuch / so blutig als es ist / zustellet / die damit an die Tafel zu denen noch anwesenden Gästen sich begeben / und solches zu der Braut Ruhme aufweisen. Alsdenn gehet das rechte Schmausen und Wohlleben an. Woferne aber das Treffen ohne Blutvergiessen abgelauffen / so schicket der Bräutigam die arme Braut gleich ihren Freunden oder Vater wieder zurück / und die eingeladene Gäste müssen ohne Schmauß wieder nach Hause gehen.

Der neue Ehe-Mann gehet vor den sieben-

den

den Tage nach gehaltener Hochzeit nicht aus seinem Hause/ und alsdenn/ wenn er sich ausbegibt/ so hat er die Gewohnheit/ daß er eine gewisse Qvantität Fische kaufft/ die er nach Hause träget und solche seiner Mutter oder andern Frauen zustellet/ welche sie der Neu-Verehlichten auff die Füsse wirfft/ und dieses sol ein gutes Zeichen der Fruchtbarkeit und alles Wolergehen bedeuten.

Wann die Egyptischen Mohren/ die jenigen so sie gerne heyrahthen möchten die Affection so sie zu ihnen tragen/ wollen zu verstehen geben/ so brennen sie sich in ihrer Gegenwart mit einem glüenden Eisen: und schneiden sich hier und dar die Armen auff: Wenn nun das Frauen-zimmer sie in solcher Arbeit die Hand küsset/ sind sie dadurch versichert/ daß sie erhalten werden/ was sie verlangen.

LX.

Heyraths-Ceremonien der *Peruani*schen Völcker in dem Thal *Pacasmajo.*

DIese Völcker führten vormahls diesen Gebrauch im Heyrathen/ zwischen denen/ die sich mit einander verlobten/ ward ein Hafen oder Topff in die Mitte gestellt/ darin ein wenig Mehls von den Indianischen Korn Maiz lag/ nebenst einem Unschlit oder Schmaltz vom Hammel. Darunter warffen Braut und Bräutigam Holtz und Feuer/ bis es angezündet ward. Alsdenn sprach der Vermähler: Ihr seyd Ehe-Leute! aber

ber mercket was des Ehestandes Gebühr ist. Ihr müst in der Arbeit treulich beyeinander stehen/ Mühe und Liebe fein gleich mit einander theilen. Eine grosse Schande wird es euch seyn/ so eines unter euch geschäfftig ist/ das andere feyret; Schande / so eines in der Liebe heiß/ das andere Eiß ist. Was dem einen nicht lieb/ das sol dem andern auch leyd seyn. Glück und Unglück müst ihr mit einander gemein haben/ denn darum habt ihr jetzund alle beyde zugleich das Feuer angezündet. Brulius part. 2. Hist. Peruanæ cap. 4. Num. 4.

XXI.

Copulations-Ceremonien der *Abyssinischen* Völcker.

WEnn Braut und Bräutigam nach das Alvarez Bericht Hochzeit machen: gibt man die Verlobten ausserhalb der Kirche gemeiniglich auff diese Weise zusammen. Vor dem Hause / in einem Hofe richtet man ein Bette auff: darin setzen sich Braut und Bräutigam. Alsdenn kommen drey Priester / und heben an mit lauter Stimme Halleluja zu singen: gehen dreymahl rings um das Bett herum / und lassen ferner etliche gewisse Gesänge hören. Hernach schneiden sie den Bräutigam einen Locken von seinen Haaren; imgleichen auch der Braut und zwar an eben denselben Ort des Haupts/ wo man den Bräutigam solchen abgeschnitten. Diese beyde Haar-Locken werden folgends in einem von Honig

nig gemachten Wein (ist vielleicht ein Meet) gewaschen; und wenn solches geschehen / legen sie des Bräutigams Haar der Braut auf den Kopff / hingegen der Braut Haar auf des Bräutigams Haupt in die Lücken / wo die natürliche Haare heraus geschnitten: und sprengen nachmahls geweihetes Wasser darüber. Alsdenn gehet die Hochzeit an / und wahret bis in die Nacht / da man endlich die Getrauten in ihr Haus begleitet.

Hiernechst darff in einem gantzen Monat kein Mensch in dasselbige Haus gehen: ohne allein ihr Gevatter / welcher denselben Monat über bey ihnen bleibt: nach Verfliessung dessen aber wieder von ihnen hinweg geht. Ist die Frau ein wenig hohes Standes / muß sie in 5. oder 6. Monaten nicht aus dem Hause kommen / und stets ein schwartzes Tuch vor dem Angesichte tragen; es sey denn / daß vor Umgang der 6. Monaten sie sich schwanger befindet: bey welcher Gelegenheit sie das Tuch vom Angesicht hinweg thut / sonst aber die gantze Zeit damit verhüllet gehen muß.

Etliche werden auch in der Kirchen eingesegnet. Alsdenn wird vor dem grossen Portal der Kirchen ein Bette aufgeschmücket / darauf setzet sich das verlobte Paar. Um selbiges Bett gehet der Patriarch herum mit Rauchfässern und Kreutzen / wendet sich hernach zum Bräutigam / leget demselben die Hand auf dem Kopff / und sagt: Er solle halten / was GOtt im Evangelio gebohten habe / und gedencken / daß sie / die beyde Versprochene nicht

mehr zween / sondern ein Leib seyn / welches ihnen mit einmühtigem Hertzen und Willen zu bezeugen obliege.

Nechst dieser Vermahnung bleibt er bey ihnen stehen / bis die Messe ein Ende / und er sie gecommuniciret hat: Darnach gibt er ihnen die Benediction.

Sie schliessen auch ihre Heyrahten vermittelst gewisser Ehe-Stifftungen / dieser Gestalt: Obs Sache wäre / daß der Mann das Weib / oder das Weib den Mann verlassen würde/ daß alsdenn der brüchige Theil in einer nahmhafften Pœn oder Busse solle verfallen seyn. Selbige Pœn wird nach Gelegenheit der Person / auf so und so viel Geld / Silber/ Maul-Esel/ Kühe/ Ziegen/ Gewandt oder Geträyde bestimmt/ darum/ wenn sich ein Theil von den andern scheiden will/ suchen sie allerhand immermehr erdenckliche Ursachen / um der Pœn zu entfliehen. Weswegen ihrer wenig in Straffe fallen/ ob sie gleich täglich / so offt es ihnen gelüstet/ sich von einander scheiden/ der Mann so wol als das Weib: also daß schier keine Ehe unter ihnen beständig verbleibt / ohne allein der Priester / welche sich nicht scheiden dürffen. Unter den Bauers-Leuten wird gleichfals die Ehe selten geschieden / sintemahl dieselbe mehr Liebe zu ihren Weibern tragen/ als andere/ weil sie ihnen in der Haushaltung treulich zur Hand gehen; desgleichen in der Vieh-und Kinder-Zucht/ auch das Getreyde mit dreschen und säubern helffen; über das alles im Hause so wohl

an-

anschicken/ daß der Mann/ wenn er heimkehrt/ alle Dinge fertig und in Bereitschafft findet. Solche Beqvemlichkeit gibt ihnen Ursach in der Ehe ungeschieden zu verharren/ bis der allgemeine Ehebrecher der Todt sie von einander scheidet.

Es hilfft aber zu solcher Ehetrennung viel die Menge der Weiber/ weil es gebräuchlich unter ihnen/ vorab bey den Reichen/ 2. oder 3. Weiber zu nehmen; welches ihnen vom Könige Preto Johan und der weltlichen Obrigkeit zugelassen wird; Ob es gleich die Abyssinische Kirchen-Ordnung verbeut/ denn alle diejenige/ welche mehr als ein Weib haben/ dörffen nicht in die Kirche kommen. Man läst sie auch nicht zur Communion, noch einigen andern Kirchen-Sacramenten/ weil sie für gebannisirte Leute gerechnet werden. Und meldet Alvarez: Er sey bey einen Abyssiner, Nahmens Ababitay, zur Herberge gelegen/ der drey Weiber gehabt/ und mit denselben 37. Kinder gezeuget/ darüber ihm seines selbst-eigenen Berichts nach/ gar nichts widriges begegnet/ ohne allein/ daß man ihn von der Communion ausgeschlossen. Nachmahls hat er zweyen Uhrlaub gegeben/ und nicht mehr denn eine behalten/ nemlich die/ so er zuletzt genommen. Dadurch ihm der Gang zur Kirchen und zur Communion wieder geöffnet/ gleichsam ob hätte er nie mehr denn nur ein Weib gehabt. Francisci Alvarez Abyssina cap. 22.

XXII.

Der Crimmischen Tartarn/Lebens-Mittel / Kleidung / Heyrahts-Ceremonien / Wohnungen/ Speise/ Geträncke / Jagt/ Fisch-Fang / Religion / Artzney / Begräbnisse und andere Gebräuche.

DEr weitgereisete Tavernier ertheilet davon folgenden Bericht / wenn er also schreibet: Was dieser Tartarn ihre Lebens-Mitteln anbelanget/ so muß man wissen/ daß es ihr gröster Vortheil ist/ wenn die Stuten besprungen werden/denn sie trincken derselben Milch. Die / welche Pferde halten/ nehmen einen ledernen Sack mit sich / welche mit Stücklein Käse / die an der Sonnen getrocknet/ angefüllet ist / und haben dabey einen kleinen Schlauch/ den sie/ wo sie kommen/ mit Wasser füllen. In diesen Schlauch thun sie zwey oder drey Stücke von diesem harten Käse/ welche durch Bewegung des Pferdes zergehen/ an dessen Bauch dieses Gefäß angebunden ist. Aus diesem Käse wird gleichsam eine saure Milch / die ihnen zu ihren gemeinen Getranck dienet / gemacht. Alles ihr Küchen-Geschirr bestehet in höltzernen Schüsseln/ welche ein jeglicher Reuter am Sattel-Baum führet/ und die er so wol für sich selbst / als für seine Pferde gebrauchet. Dieselbe/ welche mit ihnen Krieg führen / haben keine bessere Beute als ihre Pferde zu hoffen;

hoffen; es gehet aber gar schwer zu / daß sie dieselbige bekommen / denn so bald ein Pferd seinen Reuter verlieret / gesellt es sich zu denen / welche fliehen / also / daß mans kaum mit grosser Mühe erhalten kan. Uber dis gehen diese Pferde auch leichtlich zu schanden / wann sie in ein ander Land kommen / und dauren sie kaum 5. oder 6. Monat / und können zu der Arbeit / dazu sie die Tartarn gebrauchen / nimmer angewendet werden.

Ihre Kleidung bestehet in einem rauhen Hammel-Fell / im Sommer kehren sie das Rauhe heraus / im Winter hinein. Dieselbe / welche gleichsam Edelleute seyn sollen / bedienen sich der Wolffs-Häute / und haben eine Arten Hemden und Hosen von Baumwollenen Tuch an / von unterschiedlichen Farben / als roht / blau / gelb / an welchen die Schneider schlechten Fleiß anwenden.

Ihre Weiber seyn weiß und wohl gestaltet / von hoher Statur / sie haben aber ein gar breites Angesicht / und kleine Augen / wenn sie das dreyßigste Jahr überschritten / werden sie gar ungestalt. Es ist kein Mann unter ihnen / der nicht 2. oder 3. Weiber hat / und sie nehmen keine / sie sey denn aus ihrem Geschlechte. Bey jeglichen Stamm oder Geschlecht ist ein Haupt / ein Edeler des Landes / welcher zum Zeichen einen Roß-Schwantz auf der Piqven führet / der mit der Farbe des Geschlechts angestrichen ist. Wann sie marchiren / so weiß ein jeder seine Ordnung zu halten / und wenn sie sich lagern / ihr Vieh zu weyden / so begibt sich ein

Stamm nicht zu dem andern; Die Kleider der Weiber und Töchter ist ein grosses Hembd/ welches ihnen bis auf die Füsse gehet/ der Kopff ist mit einen weissen Tuch bedecket/ und die Stirn mit einen schwartzen 5. oder 6. mahl gebunden; Die Weiber der Edlen tragen über diesem Tuch noch eine andere Art von Mützen/ die hinten offen sind/ und ihnen die Stirn bedecken/ als wenn sie sich den Kopff mit einen dreyeckichten Schnup-Tuch gebunden/ eine von diesen Ecken hänget über die Stirn/ und ist entweder aus Sammit/ Atlas/ Tuch oder Broccard gemacht/ über und über mit Gold- und Silber-Flitterlein/ und falschen Perlen/ die sie auch zu den Armbändern gebrauchen/ bedeckt. Ihre Unterhosen sind von schlecht-gefärbeten Tuch/ und die Bein-Kleider sind Corduanische Stiefeln/ von allerhand Farben/ welche sehr nett und sauber genehet sind.

Ihre Heyrahts-Ceremonien

Sind folgende: Wenn sich ein junger Kerl verheyrahten will/ so muß er seiner Braut Eltern oder dem gantzen Geschlechte/ eine gewisse Qvantität Pferde/ Ochsen/ Kühe oder ander Vieh geben/ und dieses geschicht in Gegenwart der gantzen Freundschafft/ und den Fürnehmsten aus den Geschlecht/ dabey sich auch der Moullah finden läßet. Wenn nun der Vergleich gemacht/ welches wir bey uns die Verlöbniß nennen/ so ist den Bräutigam erlaubt/ mit seiner Braut spatziren zu gehen/ dann

dann zuvor hat er sie noch nicht gesehen; und wenn dieses geschehen/ so schreiten sie zu dem / dazu sie entweder von der Mutter / Schwestern und andern Weibern angewiesen werden. Ausser dreyen Weibern/ die einen jeden erlaubet sind / mögen sie auch die Sclavinnen gebrauchen/ aber die Kinder/ so sie von ihnen bekommen / bleiben Sclaven und erben nichts.

Diese Tartarn sind eines sehr hitzigen Temperaments, jedoch die Weiber mehr/ als die Männer/ beyde haben schöne Haar / an dem Leibe aber sind sie wenig Haaricht ; die Männer haben fast keinen Bart / und wenn derselbe unter ihnen etwas ungemein groß ist/ der kan ein Moullah werden.

Ihre Wohnungen.

SInd Zelten und Wagen / die sie hin und wieder ziehen können / denn von Häuser wissen sie nichts; Die Zelten sind für die alten Leute und Kinder/ wie auch die Sclaven / die ihnen dienen. Die jungen Weiber haben ihre Wagen von Brettern gemacht/ und wenn sie Lufft haben wollen/ so eröffnen sie auf jeglicher Seiten ein kleines Fensterlein / welches einem Gegitter gleichet. Es ist ihnen erlaubt/ alle Abend sich eine Zeitlang in den Zelten aufzuhalten. So bald die Töchter das 11. oder 12. Jahr erlanget/ kommen sie nicht mehr aus den Wagen / bis sie in den Ehestand treten/ auch nicht einmahl / wenn sie die Nohtwendigkeit der Natur verrichten wollen. In dem Boden des Wagens ist ein Brett/

welches man aufhebet/ und wenn es an einem Ort ist/ da man campiret/ so kommt alsobald ein Sclav und machet solches wieder sauber. Man kennet alsbald einen Wagen/ darinnen ein Mägdlein ist/ dann derselbe ist mit Blumen bemahlet oder gezieret: Sie haben gemeiniglich ein Cameel dabey gebunden/ mit allerley Farben besudelt / und oben auf den Kopff einige Feder-Püsche stecken.

Ihre Speise und Geträncke.

Die jungen Kerl haben auch ihre Wagen / auf welchen ein Schlauch ist aus Pferde-Leder / etwas grösser denn ein halber Scheffel / welchen sie gemeiniglich mit Pferde-Milch anfüllen / die sehr sauber ist. Ein jeglicher hat einen andern Wagen bey sich/ auf welchen sie etliche Schlauche mit Küh-Milch/ die sie lassen sauer werden/ zu setzen pflegen. Wenn sie essen wollen / so dienet ihnen diese Milch auch an statt des Getränckes / wenn sie aber davon nehmen wollen / so rühren sie dieselbe zuvor mit einen grossen Prügel untereinander/ damit die Geronnene mit der Dünnen sich vermischen möge. Was aber die Pferds-Milch anbelanget / so wird dieselbe nur von dem Herrn und der Frauen getruncken/ und ehe sie von beyder Milch trincken/schütten sie zuvor Wasser darunter. Wenn sie ein Freund besuchet/ so setzen sie ihm ein Stück harten Käse vor / den sie in ihrer Sprache Kourouth nennen ; sie zerbrechen denselben in kleine Stücklein / und essen ihn mit frischer Butter. An ihren Fest-Tagen schlachten sie

etliche Hämmel oder alte Ziegen: die Pferde aber schlachten sie nicht / es sey denn einer ihrer Freunde gestorben/ mit welchen sie alsdann bey dem Begräbniß die Anwesende tractiren; Ein gleiches thun sie auch/ wenn ihnen Kinder gebohren werden/ oder bey Hochzeiten / oder wenn sie bey Einfällen eine gute Beute/ das ist/ eine Menge Sclaven erhalten haben. Sie trincken niemahls etwas anders als Küh-oder Pferde-Milch / und wenn sie weder eines noch anders haben können/ so leiden sie eher 3. oder 4. Tagen Durst / als daß sie sich zum Wasser-trincken beqvemen/ weil dieselbe/ so davon trincken / Beschwerung der Colic empfinden. Sie essen auch kein Saltz / sondern halten davor / es sey dem Gesicht schädlich. Die Tartarn leben sehr lange / sind ziemlich starck und wenig Kranckheiten unterworffen. Ihr Land ist meistentheils eben/ doch siehet man an etlichen Orten kleine Hügel / es wächst viel gutes Futter darinnen / und ein jeglicher Stamm oder Geschlecht hat seinen Brunnen oder Wasser-Kasten / aus welchen sie ihr Vieh träncken: Des Winters wohnen sie an grossen Flüssen / von welchen die Wälder und sumpffigte Oerter nicht weit entfernet / und in dieselben pflegen sie ihre Heerde zu senden. Und weil in diesem Lande alle Jahr ein grosser Schnee fällt / so kratzen die Thiere mit den Füssen so lange in die Erde/ und suchen das Graß/ welches unter dem Schnee verborgen ist / sie finden aber mehrentheils nichts als Rohr und Gesträude; unterdessen hauen die Männer Holtz / und machen

grosse Feuer/ oder fangen Fische. An etlichen Orten dieser Flüsse werden Fische gefunden / darunter der geringste vier oder fünff Schuh / etliche aber auch zehen und zwölffe lang seynd/ die grossen lassen sie in der Lufft trocknen / und heben sie auf bis auf den Sommer. Etliche räuchern sie / die aber von mittelmäßiger Grösse / werden in Wasser gesotten/ wiewol ohne Saltz und einiges Gewürtz. Von dem Brod weiß man in diesem Lande gar nichts. Wann sie nun diese Fische gessen / füllen sie eine grosse höltzerne Schüssel mit solcher Suppen/ welche sehr fett ist/ und trincken sie auf einmahl aus.

Wenn sie nicht zu Felde liegen / oder von ihren Einfällen wiederkommen / thun sie nichts anders als jagen / sie dulden aber keine andere Hunde in ihrem Lande/ als die Wind-Hunde. Ein Tartar muß sehr arm seyn / der nicht einen solchen Hund und Jagt-Vogel in seinem Vermögen hat. Sie essen allerhand Speise/ausgenommen die Schweine.

Ihre Religion/Artzney/Begräbniß und andere Gewohnheiten.

SInd folgende: In der Religion sind sie der Mahometanischen zugethan; sie haben unter sich keine Aertze/ dahero sie vor sich selbsten allerhand Kräuter gebrauchen; Als von welchen sie gute Wissenschafft haben. Wann aber die Kranckheit überhand nimmt/ so lassen sie den Moullah holen/welcher den Alcoran mit sich bringet / und denselben drey oder vier mahl für des Krancken Angesicht

sicht auf- und zumachet/ wann nun der Krancke ohngefehr gesund wird/ so meynen sie/ es komme vom Alcoran her/ und pflegen dem Moullah einen Hamel oder Ziegen zu verehren.

Wenn aber einer stirbt/ so kommen alle seine Freunde zusammen / und begraben ihn mit grosser Traurigkeit/ und ruffen dabey unauffhörlich Alla! Alla! wenn der Todte nun begraben / so betet der Moullah ein hauffen Gebeter her/ und wird für seine Mühe / nachdem die Erben reich sind / bezahlet. Für die Arme pfleget er drey Tage und drey Nächte zu beten / also daß er vom Grabe nicht wegkommt/ wann es aber ein Reicher / so bleibt er einen gantzen Monat daselbst/ bisweilen auch wol sieben bis acht Monate.

Wann sie eine Wunde haben / gebrauchen sie keine Salbe darzu/ sondern nur der Fleisch-Suppen/ die sie gantz warm darauf legen/ wann dieselbe tieff ist/ nehmen sie Fettes / das sie so heiß darauf legen/ als sie es ertragen können/ und wenn einer die Mittel hat/ daß er ein Pferd schlachten kan / ist er desto eher geheilet / weil das Pferd-Fleisch und die Fettigkeit eine gute Artzeney sind/ und viel grössere Tugend haben/ als andere Thiere. Wann es unter diesen Tartarn nicht gebräuchlich wäre/ daß sie die Weiber kauffen müsten/ wann sie eine heyrahten wollen/ so würden nicht so viel Huren unter ihnen seyn/ weil aber viele arme Jünglinge gefunden werden/ die nicht die Kosten haben / ein Weib zu kauffen/

sen/ so müssen sie den Ehestand einstellen. Hiedurch geschicht/ daß ihrer viele zu Soldaten werden / und Begierde bekommen / in die umliegende Länder zu fallen/ daß sie etwas gewinnen / wann sie hernach etwas haben / kauffen sie eine / wenn sie sich noch verehlichen wollen. Unter den jungen Mägdlein aber sind keine Huren/ weil sie / wie zuvor gedacht/ nach dem sie das eilffte oder zwölffte Jahr überschritten / in ihren Wägen gesperret seyn müssen / und nicht eher heraus kommen / bis sie sich verehlichen / sondern es sind liederliche Weiber / die sich auf den Tummel-Platz einstellen / wenn sie Wasser holen sollen. Sie dörffen es vor ihren Männern eben nicht geheim halten / weil dieselbige gar nicht eifersüchtig sind. Des Morgens gehen die Männer aufs Feld/ entweder zu ihrer Heerden oder auf die Jagt/ die Weiber aber verfügen sich zu den Brunnen und Wasser-Kästen/ das Vieh zu träncken/oder für ihr Haus Wasser zu holen.

Ob schon diese Leute fast eben/ wie die andern kleinen Tartarn leben/und einen Fürsten unterworffen seyn/ so verachten sie dennoch die andern gar sehr/ indem sie ihnen vorwerffen / daß sie keine Soldaten seyn/ weil sie in Häusern und Dörffern wohnen/ da sie hingegen als tapffere Leute und rechtschaffene Soldaten/ nur unter Zelten schlaffen solten / daß sie desto eher bereit seyn können / ihren Feinden zu widerstehen.

Alle dieselben / so in diesen Ländern zu Fusse gehen/ und auch selbst die Persianer reiben ihre

Füsse

Füsse wenn sie unterwegens ermüdet / mit Nüssen/und halten sie auffs Feuer / so heiß als möglich/ dadurch die Müdigkeit alsobald ausgezogen wird. Taverniers Reisen/ lib. 3. c. 13. pag. 148.

XXIII.

Heyraths-und Copulations-Ceremonien der Einwohner in der Insul Major.

DIe jenigen / so die Insul Java Major in Ost-Indien bewohnen/ haben bey ihren Hochzeiten einen seltzamen Proceß/ denn erstlich begiebt sich der Bräutigam folgender Gestalt aus seiner Behausung. Ihrer zween oder vier gehen voran / die tragen eine lange Stange / an welchen 3. 5. oder 6. Gummen oder Becken hangen / da denn einer oder zween neben her gehen / so mit Coqvos-Nuß-Schalen drauff schlagen. Hernach siehet man wieder etliche/ deren ein jeder ein Gumme oder Becken an dem Halse hangen hat/darauff er [illegible]an auch mit einen Stecken klopffet/welches dann untereinander gar seltzam klinget. Nach diesen Spiel-Leuten ziehen ihrer sechzig/ achzig/ ja wohl hundert / nachdem der Bräutigam vornehm ist / mit langen schönen / rothgefärbten Karsten auff / an welchen sie grosse Püsch von Pfau-Federn / oder langen Pferde-Haaren hängen haben. Ferner so kommen 30. bis 40. Mann mit runden und rothen Schilden / welche von 3. oder 4. Püffels-Häuten auffeinander genehet/ und fein rund gemacht sind : diese tragen sie an einen Arm/ und in einer Hand / in der ander

der Hand haben sie einen langen Spieß oder Rappier/ an welchen der Handgriff oder das Gefäß mit rohten Leder überzogen ist / auf den Rücken aber haben sie zwey oder mehr Wurff-Spiesse stecken: Diese stehen bisweilen stille / fechten gegen einander / und wenn sie dann wieder fortziehen / so geschicht solches alles in vollen Tantzen und Springen. Nach solchen kommen wieder etliche/ die auf Becken und Paucken spielen: denenselben folgen etwan dreyßig Jungfern/ welche denn alle auf das köstlichste geschmücket sind / unter denselben tragen je zwo und zwo gegen einander auf den Achseln allerhand schöne Blumen / auch annehmliche Gemählde und zierlichen ausgeschnittene Papiere / auch mit andern schönen Sachen umhangende Tafeln/ die andern tragen schöne Kästlein / in welchen zierliche Kleidungen liegen. Andere wieder tragen allerley Hausgeraht/ als Becken / Schachteln zum Betele / Röhren zum Toback / irrdene Trinck-Geschirre und dergleichen. Nach dem folgen die Weiber / so auf die Hochzeit geladen. Endlich kommt der Bräutigam / welcher sich dann auf das köstlichste angethan / er sitzet zu Pferde / und reiten etliche neben und hinter ihn her / auch folgen alle andere Freunde und gebetene Hochzeit-Gäste/ und in solcher Procession verfüget sich der Bräutigam in das Haus / worinnen die Braut ist / daselbst bleiben alle Spiel-Leute / und die mit den Karsten und Schilden zu beyden Seiten stehen / die Jungfrauen aber und Frauen / gehen so fort mit

mit den Sachen/ so sie tragen / bis an das Haus/ der Bräutigam reitet auch bis dahin/ daselbst steigt er ab / und alsdenn kommt die Braut heraus / hat ein Geschirr voll Wasser in den Händen / knyet vor ihrem Bräutigam nieder/ und wäschet ihm die Füsse. Wann dieses geschehen/ so stehet sie wieder auf/ und führet den Bräutigam mit sich ins Haus/ daselbst bleiben sie eine Zeitlang bey einander. Darnach kommt er wieder heraus / führet seine Braut an der Hand/ und ziehet dann in voriger Ordnung wieder zurück nach seinem Qvartiere / sein Pferd aber wird hinter ihm her geführet/ und wenn sie vor sein Haus gekommen/ begleitet er die Braut hinein/ und alle anwesende Hochzeit-Gäste/ allda sie recht zusammen gegeben werden / und wird die Hochzeit-Feyer gantzer drey Tage unter allerhand Ergetzlichkeiten gehalten. Talanders Hist. Welt-Spiegel/ pag. 188. 189. 190.

XXIV.

Die sich mit einem Eiß-Pantzer verwahrende *Cynamolgen*.

Von den Cynamolgern (einem Jndianischen am gantzen Leibe mit Haaren überwachsenen Volck / so mit den Tartarn im rauhen Winter öffters kämpffen müssen / schreibet Vincentius in Speculo Histor. lib. 32. cap. 11. also: Die Cynamolger lassen sich im hartesten Winter / ehe sie an den Streit gehen / unter das Wasser / wältzen sich darauf im Sande / daß also das mit Sand vermischte

mischte Wasser auf ihren Leib angefrieret / und sie so zu reden einen Eiß-Harnisch überkommen / dannenhero wenn die Tartarn ihre Pfeile auf sie loß schiessen / so prellen solche wieder zurück / als wenn sie auf einen Stein wären loß gedrückt worden.

XXV.

Das Smaragd-reiche Land.

Es scheinet / als wenn die Natur Americam desto häuffiger mit Smaragden begabet / weil sie sich demselben an andern Edelgesteinen so sparsam erzeiget. Davon zeuget Petrus de Victoria daß nicht allein in West-Indien viel durchscheinender Marmor aus den Bergen nebst andern Edelgesteinen werden gegraben / sondern auch Alpen / oder hohe Gebürge gefunden / die voller Smaragden und gar Frucht-reiche Mütter dieses Steins sind: Inmassen die Smaragden so überflüßig daselbst gewesen / daß sie bey den Americanern fast nichts gegolten / ehe und bevor der Geitz der Europäer solche Steine in einen Preiß gebracht. Man grub und scharrete sie nur aus der Gruben / wie gemeine Kiesel-Steine / und ihre grüne Farbe kam vielmehr in Betrachtung / als ihre übrige Würde: bis der Europäer dazu kam / und zu erkennen gab / daß sie nackt wären / das ist / einfältige und unbetrogene Leutlein die ihre Schätze nicht wusten zu schätzen.

Gewißl ists / daß ein Indianischer Printz über

über den Thal Tessuca, Nahmens Simandoca, einen Spanischen Advocaten, Gonsalvum Ximenium, um ein Schüssel voll Saltzes gebeten / und ihm hingegen eine tieffe und gantz reiche Smaragden Grube geschencket/ die man auch der Zeit unerschöpfflich befunden / und sind noch zu des Petri de Victoria Zeiten / lange hernach / unzählich viel Smaragden daraus ausgegraben. Bisselius in Argnant. Americ. lib. 12. cap. 8. pag. 396.

XXVI.
Die Holtz-Müntze.

DJe Müntze des grossen Chans in Tartarien und Sina wird weder von' Golde noch Silber/ noch aus andern Metall gemachet: sondern die Sinesischen Müntz-Vorsteher des Käysers / nehmen die Mittel-Rinde von den Maulbeer-Baum/ machen dieselbe fest und dicht zusammen / zerschneiden sie in mancherley runde/ grosse und kleine Stücke / und drucken das Käyserliche Zeichen darauf. Die Geringsten gelten so viel / als ein Toronesischer Heller: die/ so etwas grösser / einen halben Venetianischen Groschen: andere / welche noch grössere zween/ fünff oder zehen Venedische Groschen. Ja man findet darunter welche/ die gar einen Goldgülden oder Ducaten gelten. Von solcher Materie nun / läst der Käyser in der Stadt Cambalu (die man heutiges Tages Peking nennet / und eben die fürnehmste Käyserliche Ansitz-

Stadt in Sina ist) eine unzehliche Summa Geldes müntzen/ woran das gantze Reich genug hat/ und darff keiner bey Lebens-Verlust / in allen Königreichen und Ländern des Käysers/ eine andere Müntze schlagen / noch ausgeben / noch sich dieser Rinden-Müntze weigern. Desgleichen darff keiner / der aus fremden Landen kommt / so den grossen Sinesischen Chan nicht unterworffen / in seinen Käyserthum sich erkühnen/ einige andere Müntze auszugeben/ daher geschichts / daß nicht selten die Handels-Leute/ so aus fernen Landen in Cambalu anlangen/ Gold/ Silber / Perlen und Edelgesteine zwar mit sich bringen / und dafür diese Käyserliche höltzerne Müntze einnehmen: aber weil solche in ihren Ländern nicht angenommen wird / dieselbe wiederum in Sina auszahlen/ vor allerhand Waaren / die sie daselbst einkauffen/ und mit sich hinweg führen.

Unterweilen befiehlet der Käyser auch wol denen / die zu Cambalu wohnen / daß / wer Gold / Silber und köstliche Steine hat / solches unverzüglich seinen Beamten oder Rent-Meistern einliefere/ und den Wehrt dafür in sothaner Holtz-Müntze empfahe / durch solches Mittel bleiben so wol Bürger als fremde Kauffleute ohne Schaden; und sammlet hingegen der Käyser / indem er alles Gold und Silber einwechselt / einen unglaublichen Schatz: bezahlet auch von sothaner Holtz-Müntze seine Beamten/ und den Soldaten die Monats-Gelder / nebenst allen dem / was er zu seiner Hofhaltung vonnöhten hat. Weil er dennoch mit der Weise aus

einer

einer so gering oder nichts-wehrten Sache / ein so grosses Geld macht / auch so mächtig viel Goldes und Silber dadurch erlangt / imgleichen alles / was der Hof bedarff / dafür kauffet / und seine Bedienten davon besoldet; mag ein jeder daraus unschwer abnehmen / daß kein König in der Welt diesen an Reichthum übertreffe. Marc. Pol. Venetus in dem 2. Buch seiner Sinesischen und Tartarischen Reise / cap. 21. Heutiges Tages aber gebrauchen sie in Sina nach des P. Martinii Bericht lib. 8. Hist. Sin. pag. 287. eine kupfferne Müntze.

XXVII.
Leichen-Proceßion der Einwohner in Madagascar.

WEnn jemand / der von Ansehen ist / in Madagascar stirbet / so wird er durch seine Angehörigen und Freunde gewaschen / und mit Ohr- und Arm-Ringen / Corallen und andern Zierraht ausgeschmücket / und darnach in seine Kleider gewunden / und also in einer Matte nach dem Grabe zugetragen: Aber Leute von grossen Ansehen / werden mit mehr Unkostung zur Erden bestättiget. Wenn ein solcher stirbet / so wird er auch als vorige gewaschen / und über dieses wird ihn das Haar abgeschoren / den Frauen eine Mütze aufgesetzt / und werden mit vielen köstlichen Dingen gezieret. Unterdessen kömmt das Haus-Gesinde nebst denen Bluts-Freunden / Frauen / Kindern / Sclaven und Sclavinnen / und beweinen den Todten / schreyen überlaut /

und lauffen ihnen die Thränen die Backen herunter. Andere wiederholen die rühmlichsten Thaten des Verstorbenen; Wieder andere schlagen auf Trommeln und Paucken / worauf etliche sehr ehrbahr beginnen zu tantzen. Nachdem reden sie den tödten Cörper an / eben als ob er lebete / fragen denselben wie er gestorben? ob er an einigen Dingen Mangel gehabt? ob er kein Vieh / Gold / Silber / Stahl oder andere Waaren genug gehabt? Nachdem sie nun einen todten Cörper einen Tag lang beweinet und betantzet haben / so werden des Abends etliche Thiere geschlachtet / gebraten und unter den Freunden verzehret. Bey den Todten wird stets Licht gebrannt / und wird der Todte in ein Sarg von zwey ausgeholten Stücken geleget / welche auf einander schliessen / und so werden sie in ein Haus oder darzu bereitete Hütte getragen / und in ein Grab ohngefehr sechs Fuß tieff gesencket / bey welches ein Korb mit Reiß / eine Tobacks-Büchse / eine irrdene Schüssel / eine kleine Feuer-Pfanne / ein Kleid und Gürtel / nebst andern Eß-Waaren / um den Verstorbenen auf der Reise nach der andern Welt zu dienen gesetzet wird. Endlich wältzen sie einen schweren Stein für die Thüre / und opffern einig Vieh / auf daß der Teufel oder die bösen Geister den Todten keine Hinderniß auf der Reise nach dem Paradise thun mögen. Sie sind gewohnet / den Todten in währender Kranckheit um Raht zu fragen / und wird sein Geist ersuchet / ihnen von künfftigen Dingen zu weissagen. Straussen Denckw. Reisen.

XXVIII.

XXVIII.
Die seltzamen Beicht-Väter in Pegu.

IN dem Königreich Pegu gibt es eine Art von Einsiedlern / die ein sehr strenges Leben führen / und das Gelübde der Armuht thun / auch so wenig / als die zu Gusaratte (deren im ersten Hundert gedacht) etwas / das Leben hat / tödten / solten sie auch selber für Hunger verschmachten. Diese Ordens-Leute haben einen Obersten oder Abt / den man Abedale nennet. So nun jemand einen Todtschlag / Diebstahl oder andere Missethat gethan / gehet er alsobald zu den Vicario oder Stell-Vertreter des Abedales, und berichtet ihm seine Mißhandlung / alsdenn legt ihm derselbe eine Busse oder Straffe auf: und wenn er solchem / was ihm dieser Beicht-Vater befohlen / ein Genügen gethan / kan ihm hernach niemand deswegen mehr angreiffen / solte er auch die gröste Ubelthat von der Welt haben begangen. Aber jemahlen verurtheilen sie ihn auch wol zum Tode. Gleich wie einen Ubelthäter wiederfahren / der seinen Bruder erwürget / und unter einen Baum begraben hatte, nachmahls zu dem Charaf oder Unter-Bischoff kam / und ihm seine Missethat bekannte. Massen derselbe erstlich befohlen / er solte den Erschlagenen wieder aufgraben: Und wie er sahe / daß selbiger so übel zugerichtet / den Thäter darzu verdammete / daß er mit dem Todten lebendig solte begraben werden. Einen andern / der ihren Abgott Duma hatte verleugnet /

leugnet / hat derselbige Ordens-Mann in einen Pfuhl werffen lassen. Vincent. le Blanck. part. 1. cap. 20. seiner berühmten Reisen.

XXIX.

Der Japanische Affen-Tempel.

Mit den Affen-Dienst narret der Teufel fast alle Ost-Indische Länder/ insonderheit aber das Reich Japan/ also daß unterschiedliche Tempeln in diesem Königreiche denen Affen zu Ehren gewidmet sind. In Caleeut ist nach dem Bericht Alexanders Roſz ein herrlicher Tempel von sieben hundert Pfeilern den Affen zugeeignet.

Wie denn auch nicht fern von der Japanischen Stadt Tosko ein Götzen-Haus der Affen stehet / welches nicht weniger künst- als köstlich erbauet. In der Mitten desselben ist eine erhabene Götzen-Höhe. Ihr unterstes Fuß-Gerüste / das viereckicht und eines halben Mannes Länge hoch ist/ hat oben und unten eine zierliche Leiste / oben auf diesen Gerüste erhöhet sich noch ein anders / welches kaum das dritte Theil so dick ist / als das Unterste. Um dessen oberste Fläche herum gehet wieder eine dreyfache Leiste/ welche nach der Höhe immer breiter wird. Alle Fächer der Götzen-Höhe sind mit gehauenen Bild-Wercke gezieret. Ein grosses kupffernes Becken stehet auf der Fläche des untersten Gerüstes. Daneben pfleget ein Affen-Priester des Affen-Spiels; indem er mit einem

Stock

Stock tapffer auf das Becken schläget: damit durch dessen Klang die Affen-Diener zu andächtigen Götzen-Dienste möchten erwecket werden.

Immittelst liegen solche Affen-Diener mit den Knien/ Händen und Haupt zur Erden niedergestreckt / auf beyden Seiten des Götzen-Hauses / welches an den Mauren herum mit Bogen gezieret. Diese Bogen sitzen voller lebendiger Affen / vor denen gemeldte Affen-Diener ihr Gebeht verrichten. Oben in den Bögen siehet man etliche herfür ragende Leisten / darauf man eine grosse Menge todter Affen gesetzet / welche theils liegen / theils sitzen/ und theils stehen / wieder andere hinter sich und andere auf die Seite hängen. Uber diese siehet man an den Pfeilern der Schwibbögen/welche sehr künstlich ausgearbeitet sind / mehr dergleichen todte Affen-Götzen Reihen-weise aufgeputzt: als auch oben unter dem Dache auf einer breiten Leiste / denen man täglich grosse Schüsseln mit Speisen vorzusetzen pfleget. Montani Beschreibung Japans.

XXX.

Das wunderliche Loß-Werffen der Sineser.

Die Sineser halten viel auf das Loß-Werffen/ ja/ setzen ihr gantzes Vertrauen darauf. Dannenhero/ wenn sie eine Reise antreten / Söhne oder Töchter bestatten / etwas ausleihen / kauffen /

sen/ wechseln / oder sonst andere Handlung pfle-gen/und eine Sache für die Hand/ deren Ausgang im Zweifel steht/nehmen wollen; So muß stracks und für allen Dingen das Loß gefraget seyn.

Solches ist nun nichts anders/ als zwey Stü-cke oder Scheiter-Holtzes/ welches nach Mendoxæ Bericht / zween halben Nüssen gleich / auf einer Seiten rund erhaben / auf der andern plat und eben/ und mit einen reinen Faden zusammen gebun-den. Diese werffen sie für das Götzen-Bild / um zu vernehmen/ was ihr Vorhaben für einen Aus-gang gewinnen/ ob er gut oder böß seyn werde.

Solches thun sie in allen Geschäfften und Reisen/ die sie vorzunehmen gesonnen / bitten dane-ben den Abgott mit grossen Ceremonien/und freund-lichen Worten um gutes Glück/ verheissen ihnen da-bey gute Eß-Speisen / einen Altar-Schmuck/ oder sonst was kostbahres zu geben.

Wenn dieses Versprechen geschehen/ so werf-fen sie ihre höltzerne Loß-Zeichen / kommt nun das ebene Theil über sich/ oder aber fällt eines auf das ebene/ das andere auf das runde Theil/ halten sie sol-ches für ein böses Zeichen.

Darauf kehren sie sich zu dem Bilde / schelten ihren Abgott für einen Bösewicht / prügeln auch wol das Bild; und wenn sie den Götzen genug ge-scholten / geläster und geprügelt / heben sie wieder an ihn mit schönen Worten zu schmeicheln / bitten um Verzeihung / und verheissen ihm mehr Ge-

schencke/

schencke/ als zuvor/ wegen des guten Glücks / so sie verhoffen. Werffen also das Loß noch einmahl / und wenn es wohl geräht/ so loben und preisen sie das Bild/ und überschütten es mit Verheissungen: mißräht es aber / so muß der arme Oel-Götze abermahl herhalten/ wie zuvor.

Ist die Sache von hoher Wichtigkeit / und das Loß will sich allzu lange verziehen/ so treten sie zu ihren Bildern hin/ werffen solche wider den Boden/ treten dieselbe mit Füssen/oder werffen sie in der See/ oder ins Feuer/ und lassens ein wenig brennen.

Ja sie geisseln und schlagen offt die arme Götzen / und treiben solches so lange / bis daß die zwey Hölzlein mit dem runden Theil über sich fallen/ welches denn bedeutet/ daß ihr Vornehmen einen glücklichen Ausgang gewinnen werde.

Wenn demnach das Loß nach ihren Wunsch gefallen/ bereiten sie ihre Götzen köstliche Mahlzeiten/ verehren sie mit Gesängen und Lob-Liedern/ opffern ihnen dabey Hüner / Enten / und einen gesottenen Schweins-Kopff / mit grünen Laub gebraten/ welches über alles hoch geachtet wird/ daneben eine grosse Kanne mit Wein.

Wenn sie solche Opffer verrichten / schneiden sie den Schweinen die Spitzen an den Ohren: den Vögeln aber die Klauen ab; also auch den Sau-Rüssel/ und solches alles wird in eine Schüssel gethan/ samt etlichen Reiß-Körnern/ besprützen es mit Wein / und setzen es auf dem Altar: das übrige

essen sie vor dem Bilde/ mit grosser Freude und Ergötzlichkeit; kan also der arme Holtz-Klotz hiervon ein schlechtes Fett setzen.

Uber dieses pflegen sie das Loß noch auf eine andere Art zu machen/ nehmlich sie nehmen viel kleiner Höltzlein/ die mit Zetteln beschrieben sind/ thun sie in einen Hafen/ und wenn sie solche wohl unter einander geschüttelt haben/ so lassen sie ein Kind eines davon heraus nehmen/ welches siehet / was für ein Buchstab darinnen stehe. Alsdenn suchen sie in einem Buche dasjenige Blat/ das mit diesen Buchstaben anfänget / der auf den Höltzlein stehet / und deuten dasselbige Blat nach dem Geschäffte / so sie zu solchem Loßwerffen bewogen hat. Mendoza part. 1. Hist. Sinic. lib. 2. cap. 4. Maffeus lib. 6. Hist. Indic. pag. 272.

XXXI.
Die Zubereitung des edlen Bisams.

DEr wohl-riechende Bisam / so aus dem Königreich China gebracht wird/ kommt von einem Thierlein / welches eine wohlschmeckende Wurtzel Gamatua genannt / zur Speise gebraucht. Dieses Thierlein wird mit Stöcken zu tode geschlagen/ nachdem werden ihm alle Ausgänge des Leibes verstopfft / daß kein Blut von ihm gehen kan. Der Cörper oder Aas wird an einem Ort gelegt/ da er bald verwesen kan. Wenn nun die Gebeine also zuschlagen/ und das geqvetschte Fleisch mit dem Blut ver-

vermengt/ faul wird/ empfängt er den lieblichen Geruch. Nachdem das Thierlein also wohl verfaulet/ und (so zu sagen) fermentiret worden / zuschneiden sie solches mit dem Balge in kleine Stücke / und machen daraus kleine Stücklein / welches alsdenn der beste und beruffene Orientalis. Bisam ist / der zu uns in Europam überbracht wird. Archon. tol. Cosmica, pag. 681.

XXXII. Die fertigen Schwimmer.

CAspar Balbi gedencket/ daß in einer Persischen Gegend/ die gantz dürr und unfruchtbar/ ohne Bäume und Kräuter / nur von etlichen armen Völckern bewohnet werde/ die Leute so treflich wohl schwimmen/ daß sie / wenn irgend ein Schiff vorüberfährt / sich in das Meer begeben / es sey so ungestüm/ wie es wolle/ und solchem Schiffe offt über 6. gantzer Meilweges nachschwimmen / um ein Allmosen zu erbetteln; da man ihnen denn etwann Biscuiten (Doppel-Brod) Datteln/ und was sonst vor Essen und Speisen im Schiff zu entrahten stehet / hinaus wirfft.

Diese fürtreffliche Schwimmer machen aber unten an ihrem Bauch einen aufgeblasenen Ball/ mit einem Loch / so gleichwol nicht übrig weit / kehren das Loch gegen den Bauch / und stopffen es mit demselben zu/ damit kein Wasser hinein komme/ wissen auch denselbigen Ball dergestalt an den Leib zu beqvemen/ daß dieser gleichsam darauf ruhe. Und

wenn sie die Schiffe erreichen / thun sie dasjenige/ was sie erlangen / in den Ballen hinein: brauchen es also beydes / zum Auffenthalt in den Schwimmen/ und zum Schranck oder Speisebehalter. Denn sie kommen nackend zu den Schiffen / und haben nichts/ darinn sie die Allmosen legen können/als eben die Ballen.

In Summa/ sie thun es im Schwimmen den Fischen fast gleich / und finden wenig / ja fast nirgends ihres gleichen darinnen. Caspar Balbi im 14. Cap. seiner Reise-Besch.

XXXIII.

Die seltzam erbaute Virginische Schiffgen.

IN Virginien wächst ein Baum Rakiok genannt/ von welchen die Einwohner nebst vielen andern Dingen / auch ihre kleine Barqven oder Schiffgen verfertigen. Man findet gleichwol hierunter etliche so groß / daß sie 20. Mann mit ihren Bündlein tragen mögen. Dann vorbesagter Baum ist dick/ hoch gerad / von einem weichen und gelinden Holtz. Bey ihrer Arbeit in Verfertigung dieser Fahrzeuge / gebrauchen sie nichts anders als Feuer/ ein steinern Bein und harte Schaalen. Vernehmet derohalben ihren seltzamen Schiff-Bau.

Erstlich sehen sie sich um nach einen Baum/ nachdem nemlich sie ein kleines oder grosses Schiff bauen wollen/ alsdenn legen sie Feuer auf die Erde/ um des Baums untersten Stamm / darinn werffen sie

Baum-

Baum-Mooß/ und kleine Spänlein/ um der Flamme allein ihre Nahrung zu geben / damit sie nicht zu hoch steige/ und den Baum zu viel angreiffe. Wenn nun das Feuer so tieff hinein gefressen/ daß der Baum den Fall drohet/ so machen sie noch ein frisches Feuer rund umher/ welches sie lange brennen lassen/ bis der Baum niederfällt. Hernach brennen sie die Zweigen und Spitzen ab/ so weit sie wollen/ und also/ daß das Holtz die verlangte Länge behalte ; alsdenn legen sie den Stamm auf Balcken / die auf höltzern Gäbeln ruhen/ so hoch/ daß sie das Holtz darauf füglich bearbeiten mögen.

Wenn sie nun mittelst sonderbahrer Oester-oder Muschel-Schaalen / die Rinden haben abgeschabt/ so behalten sie den besten Theil des Stammes zum Untertheil des Schiffs. An der andern Seite legen sie Feuer über die gantze Länge des Holtzes / ohn an beyden Enden / und lassens so brennen / bis es gnug ist. Alsdenn löschen sie das Feuer aus / und schaben die schwartze Kohl-Rinde mit Muscheln rein ab/ hernach legen sie abermahl ein neues Feuer in dem Bauch des Baums/ löschen es endlich aus/ schaben die Kohl-Rinde ab / und wiederholen dieses so offt / bis der Baum tieff genug ausgebrannt ist. Relation de Charles Hariot.

XXXIV.

Die seltzame Gestalt und Natur eines Indianischen Vogels.

Als im Jahr Christi 1596. etliche Holländische Kauff-Schiffe in Ost-Indien / und um

um den Moluckischen Insuln sich aufhielten / ward von dem Könige in Cydago dem Schiffmann/ Jacob Schellingern/ auf den Schiff Amsterdam / ein seltzamer Vogel/ nebenst noch andern Gaben / verehret/ der nachgehends in Holland gebracht/ und zu Amsterdam öffentlich zur Schau fürgestellet worden. Seiner Abbild-und Beschreibung erwehnet aus der Holländer Tag-Buch von selbiger Schiffahrt Ulysses Aldrovandus in app. id. lib. 20. Ornith. folgendermassen:

Die Grösse übertraff fast doppelt einen Schwan/ die Farbe von Leib und Federn (deren je 2. von einem Kiel herfür giengen/ und den Strauß-Federn was gleichten) überall schwartz.

Zu oberst auf dem Kopff war ein Bein-hartes Gewächs / wie ein hörnern Buckel. Zunge und Flügeln hatte er nicht. So er sich zur Wehr setzte/ schlug er mit den Füssen (die sehr starck/ und wider anderer Vögel Art der Hinterklauen mangelten) wie ein Pferd hinten aus.

Was man ihm von Speise vorwarff / verschluckte er alles gantz / vermöchte einen Apffel von zimlicher Grösse hinein zu schlingen.

Das allerseltzamste war/ daß er glüende Kohlen ohne Verletzung einschluckte / mit mehrer Begierde aber grosse Stück Eis / womit er sich abkühlete.

Die Einwohner nennen dis Thier Emme, und wird es um Bandam her mehr / als in andern Ost-Indianischen Ländern gefunden.

XXXV.

XXXV.
Das köstliche Americanische Balsam-Gewächse.

UNter andern köstlichen Früchte und ergetzliche Seltzamkeiten / womit GOtt Americam oder die neu-erfundene Länder der so genannten Neuen Welt begabet / ist auch zu zehlen der Balsam / so von West-Indien / sonderlich aus der Provintz Guatimala / Chiaga und andern Orten her in Europam gebracht wird. Daselbst wächset ein Baum von ziemlich starcken Stamm / fast in der Grösse eines Granaten-Baums / von welchem ein köstlicher Safft / den Palästinischen Balsam nicht ungleich / gesammlet wird. Etlicher treufft von ihm selber aus / und ist der beste / eine andere Art aber wird aus dem Holtz und Blättern gepresset / und durch des Feuers Krafft heraus gezogen. Der allerstärckste und beste kommt aus der Insul Tolu, so am festen Lande liegt / nicht weit von Chartagena / welcher an der Farbe weiß ist.

Dieser Balsam-Baum hat gar keine Verwandtniß / dem Ansehen nach mit dem Balsam-Städtlein in Palästina / und dem / so von Cairo und Alexandria gebracht wird / welcher / wie er von Naturkündigern beschrieben wird / den Weinstöcken fast gleichet. Part. 9. Americ. lib. 4. c. 18.

XXXVI.

Begräbniß-Ceremonien der Mohren in dem Reiche des grossen Mogols.

DIe Mohren in dem Reich des grossen Mogols/ haben wunderliche Manieren bey ihrer Todten-Begräbniß. Wenn jemand unter ihnen gestorben ist/ heben Weib/ Kinder und Nachbaren mit lauter Stimme anzuheulen und zu schreyen. Fragen den Todten/ warum er gestorben sey/ oder was ihm in diesen Leben gemangelt habe? welches bis in den dritten Tag währet/ alsdenn wird eine Mahlzeit den Verstorbenen zum Ehren-Gedächtniß angerichtet / mitlerweile wäschet man den todten Cörper/ und nehet ihn in ein schön weiß Kleid/ mit wohlriechenden Kräutern bestreuet / und wird also auf eine Trag-Tafel geleget/ und mit denen Priestern/ die ohn Unterlaß den gantzen Weg langsam beten und lesen / zu Grabe begleitet. Es wird die Leiche von 10. oder 12. Personen getragen / und folgen die Freunde mit Gesang hernach/ den Todten leget man ins Grab auf die rechte Seite / mit den Füssen nach Mittag / mit dem Haupt gegen Mitternacht / das Angesicht aber gen Abend / darauf die Leiche mit Brettern zugedecket / damit sie von der Erden nicht berühret noch beschweret werde ; immittelst das Grab gefüllet wird / sprechen die Umstehende einige Gebete bey sich selbst / und kehren alsdenn mit den Priestern wiederum nach des Verstorbenen Hause/ die für desselben Seele bitten/ welches 2. 3. und mehr

Tage

Tage währet/ nachdem daß der Todte von Vermögen gewesen; Es darff auch niemand die Trauer-Zeit über Feuer machen oder Essen kochen / sondern dieselbe wird ihnen von aussen zugebracht; Sie legen zween Steine/ die Länge des todten Leichnams zu zeichen/ einem zum Haupt / den andern zum Füssen/ auf das Grab/ da denn die Priester einige Capitel aus den Alcoran lesen / und das Brod brechen / welches sie auf den Steinen liegend/unter das Volck austheilen: ob dem Haupt setzet man etwas wie einen Tulband/ und auf der Frauen Gräber eine Haube. Baldæi Malab. & Choromand. c. 6. p. 34.

XXXVII.

Sonderliche Spinnen in America / welche ein buntes Gewebe wircken.

IN America findet man eine Art Spinnen/ welche die Einwohner Atocatl nennen/ selbige hält sich gern im Wasser auf/ und gibt keinen schädlichen Stich von sich/ spinnet aber ein Gewebe von mancherley Farben / als rohter Gold-glänzender und schwartzer/ welche gar schön unter einander gesetzt: und muß man mit Verwunderung und Lust zusehen/ wie künstlich sie solches ihr buntes Netzlein zu stricken weiß. Etliche scheckiren ihr Gespinnste etwas anders/ nemlich mit schwartzen/ Scharlach-rohten und bleichen Fäden. An den Meer-Gräntzen soll man diese Art mächtig groß finden / die zwar auch nicht sonders gifftig/ aber dennoch hefftig beissen.

XXXVIII.

Noch andere / welche ein dauersames Gewebe wircken.

IN Mexico und Neu-Hispanien / findet man eine Art Spinnen / in der Grösse einer halben Citronen / diesen hat die Natur ein Menschliches Angesicht angebildet / und scheinen / als wären sie mit Silber gantz überzogen / haben zwar kleine Füsse / aber lange und scharffe Zähnen; diese machen eine so dauerhaffte und feste Arbeit / daß sie den Weibern für eine gestrichte Haar-Hauben oder Netze dienen; selbe fassen auch ihr Gewebe fein mit einen Saum oder Börtlein ein / und ist so starck / daß mans waschen kan / da es denn gantz schön und weiß wird. Er. Francisci Guineſiſcher ꝛc. Blumen-Pusch / c. 7. pag. 150.

XXXIX.

Die grossen Ameisen.

AN denen Orten Brasiliens / die unter den hitzigen Sonnenstrich Zona torrida liegen / findet man eine ungeheure Menge schädlicher Ameisen / welche drey oder vier mahl grösser sind / als die Europäischen / sie sind theils geflügelt / und dieses sind die schädlichsten / dahero ihnen die Portugisen nicht unbillig den Nahmen Rey de Brasil, weil sie stets über dis Land tyrannisiren / gegeben. Ihre Wohnungen oder Ameiß-Hauffen / sind die grossen Heuschober / in welchen sie aus dem Felde sammlen / was ihnen zur Speise dienet. Man siehet sie bey vielen Tau-

Tausenden auf etliche Meilweges her ihrer Nahrung nachgehen. Wann der Mond voll ist / so arbeiten sie auch bey der Nacht / im Neu=Monde aber ruhen sie; Im Begegnen auf dem Felde / stossen sie die Köpffe zusammen / und halten gleichsam Raht mit einander / ja sie sehen es zuvor / wenn es regnen will / alsdenn bauen sie ihre durchlöcherte Erd=Löcher und Hügel höher / und beissen den Keim oder Sprößling der ausgeschossenen Frucht=Kern bey Zeiten ab / damit der Kern nicht gantz verderbe. Das Land klaget sehr über dis schädliche Ungeziefer / welches an den Feld=Früchten sehr grossen Schaden thut / und kan man bis dato kein Mittel ersinnen / denselbigen zu wehren. Doch haben die Ameisen an diesen und andern Orten in Africa einen gewaltigen Feind an dem Thier Tamandua Miri, und an einer gewissen Art Bähren / welche ihr Elen=lange Zunge tieff in die Ameiß=Hölen hinein stecken / und dieses Ungeziefer eine grosse Menge nach den Rachen ziehet / und verschlinget.

In dem Americanischen Königreich Neu=Granada / findet man Ameisen / die eines Finger=Gliedes lang werden. Die Panches, eine gewisse viehische und armselige Nation / pflegen diese grosse Ameisen zu braten / und als ein Lecker=Bißlein aufzusetzen; diese sollen auch sehr gut befunden worden seyn wider den Grieß / Sand und Stein. O. Dappers Americæ Descript. lib. 3. cap. 2. 4. & 5.

XL.
Das achte Wunder-Werck der Welt/ Oder: Die Sinesische Wunder-Mauer.

DEr gelehrte Erasm. Francisci gibt von dieser Wunder-Mauer in seinem Ost-und West-Indianischen Lust-und Staats-Garten aus denen berühmsten Reise-Beschreibungen folgenden Bericht:

Diese Welt-beruffene Mauer erstrecket sich von Morgen gegen Abend / so weit / daß sie nicht nur eine/ wie zwar etliche von den alten Scribenten gewähnet / sondern gantzer vier Sinesischer Provintzen/ nemlich Leaotung, Peking, Xansi und Xensi Nordwerts umgürtet. Ihren Anfang nimmt sie in einen See-Busen / zwischen besagter Provintz Leaotung und der hangenden Insul Kore, wo der Fluß Yalo aus Ost-Tartaryen daher ströhmet/ von dar gehet sie nach Westen/ bis an der Stadt Kin, in der Vogtey Xensi, beym Ufer des gelben Flusses. Nicht aller Orten läufft sie eben gleich oder gerade zu/ sondern gewinnet etlicher Orten einige Krümmen und Busen; Ist doch nirgends gebrochen oder zertrennet/ sondern gehet continuirlich aneinander in einem Stücke fort/ ausbenommen auf der Nord-Seiten der Stadt Siven, in der Vogtey Peking, (Neuhoff setzt auf der Nord-Seiten der Vestung Hingoh,) wie dieselbe mit der Provintz Xansi gräntzet/ woselbst eine kleine Ecke eines hohen unersteiglichen Gebürges sich inter-

ter-

terponirt / und sie allda von einander theilet / wo sie den gelben Fluß einen Durchgang verstattet. Die andere kleine Fließ-Wasser / so von andern Ländern in Sina kommen / machen keine Spaltung oder Trennung darinn / sondern passiren unten hindurch / unter den obenher gebauten Gewölben oder Bogen-Brücken. Sonst ist sie überall gantz und unzertrennet / auch allenthalben gleich gestaltet / und zwar nicht allein in ebenen flachenem Felde / dessen es selbiger Gegend / wo die Mauer ihren Stand hat / wenig gibt / auch nicht nur an den Ecken und Krümmen der fürhangenden Gebürge / sondern auch allda / wo sie die Gebürge selbst übersteiget.

Es stehet in gemessener Weite unterschiedlicher Orten hohe und starcke Wacht-Thürme darauf / nebenst etlichen Thoren / da man / wenns die Noht erfordert / heraus gehen kan. Nechst dabey liegen innerhalb derselben etliche gewaltig-feste Castelle und Schantzen gebauet / die so wol zur Beschirmung der Mauer / als den Besatzungen zur Wohnung gereichen. In solchen Schantzen und Vestungen hat nicht allein vormahls der Sinesische Käyser / zur Defension derselben eine Million Soldaten pflegen zu halten / sondern es hält auch noch heutiges Tages der grosse Tartar-Chan eben so viel; und dieselben müssen vorerwehnte Wacht-Thürme Tag und Nacht wechsels-weise bewohnen.

Der Jesuit Gonzales de Mendoza schreibt / sie sey 500. Meilen lang; Jedoch also / daß 400.

solcher Meilen durch natürliche Gelegenheit solcher Gestalt bemauret / und durch einen Strich höher Berg zusammen gefüget werden / die übrigen Hundert aber / zu Erweiterung der vorigen / und Ausfüllung des Platzes / so zwischen gedachten Plätzen leer bleibet / ein aus starcken gehauenen Steinen gebauete Mauer haben / die am Fundament sieben Klaffter breit / und noch eins so hoch ist. Hernach im 2. Theil der Sinesischen Historien / widerholet er dis letzte / nebenst Vermeldung / die gearbeitete und gemachte Mauer sey zwar mit unzehlich vielen Bollwercken gezieret und gestärcket / aber dennoch so fest nicht / weder die vier hundert Meilen lange natürliche Mauer.

Es wird aber dem Mendoza leicht zu verzeihen seyn / wenn er der Mauer eine gar zu grosse Länge zugeschrieben ; angesehen sie nicht länger ist / als dreyhundert Teutsche Meilen / wiewol auch dieses eben lang genug ist. Denn weil sie 20. Grad begreiffet / kan man daraus leicht erweisen / daß sich ihre Länge auf dreyhundert Meilen erstrecke / und der Anfang so weit vom Ende sey / als wie die Stadt Dantzig in Preussen von Cales in Franckreich / oder so man von den Meridian oder Mittage anrechnet / wie gemeldtes Dantzig von Messana in Sicilien. So wird sich auch in der That nicht also befinden / daß die Mauer nur hundert oder achtzig Meilen lang durch Menschen Hände / das übrige aber von der Natur / vermittelst der Gebürge und Felsen / erbauet sey. Denn ob zwar die gemachte Mauer an vor-

vorgemeldten zweyen Orten/ nemlich an der Nord-Seiten/ der Stadt Siven, und zum andern den gelben Strohm zu Gefallen/ sich aufthut; weil dort das rauhe und unwandelbahre Gebürge/ hie das Wasser an statt einer starcken Mauren sind; so währet doch solches nicht lang/ und gehet selbiges Gebürge bey weiten nicht so weit / daß es nur hundert / will geschweigen vier hundert Meilen/ austragen solte/ sondern aus jetzt wiederhohlten zweyen Spaltungen/ steiget die Mauer continuirlich mit Berg auf / Berg ab/ und nicht nur durch die Ebene allein / wie zwar Mendoza mag gewahnet haben: Jmmassen das ebene Feld/ wie vor erwehnet / den geringsten Platz an solcher Mauren ihm zueignen kan; Betreffend aber die Höhe und Breite / so ist sie 30. Ellen hoch / und zwölff / offt aber auch funffzehen breit.

Es haben sonst auch zween Patres, nemlich Albertus Dorville und Pater Gruberus, nachdem sie von der Käyserlichen Residentz Peking ausgereiset / innerhalb zweyen Monaten diese weltberühmte Mauer erreichet/ bey der Stadt Siningfu, die gleichsam eine sichere Vestung und Schirm derselben wider die Tartarn. Von diesen ist sie/ so viel des Orts Gelegenheit leiden wollen / aufs allerfleissigste und genaueste beobachtet/ dazu auch abgerissen worden / da sie denn unter andern gemercket / die Mauer sey so breit / daß sechs Reuter geraum und unverhinderlich in einer Reihe darauf neben einander hinreiten können: Jtem / daß die Mauer von

den Einwohnern der Stadt Siningfu zum öfftern werde besucht/ sowol wegen der treflichen gesunden Lufft/ die aus der anstossenden Sand-Wüsten daher wehet: als wegen anderer Belustigung angemerckt/ die Mauer so hoch/ daß ihr allenthalben freyer und weiter auch über die massen lustiger Prospect, den An- und Inwohner leicht zu sich lockt/ zumahl die Stuffen/ so daran gemacht/ gar gemächlich hinanzusteigen sind/ die Länge der allerbreitesten Mauren bis an das andere Thor/ durch welches man in die Stadt Sucien, aus der Wüsten gehet/ ist/ wie gedachte Patres zehlen/ so groß/ daß man sie in achtzehen Tage kaum übergehen kan: welche Reise ihrer viel nicht so nohtwendiger Geschäffte halben/ als aus Curiosität verrichten/ nachdem sie zuvorn von den Gubernatoren zu Siningfu Vergünstigung erlanget/ und sich mit nohtdürfftiger Zehrung versehen.

Innerhalb der Mauren siehet man/ als wie von einen hohen Hügel/ unzehlig viel Wohnungen; ausserhalb aber derselben in der beyanliegenden Wüsten/ allerhand wilde grausame Thiere/ als Tiger/ Löwen/ Elephanten/ Nasehörner/ Leoparden/ wilde Ochsen und Einhörner (so ein Art von gehörneten Wald-Eseln) welches eine seltzame und ungewöhnliche Schau-Lust gibt/ denn man kan ihnen als wie von einem Thurm in anmuhtiger und gefahrloser Sicherheit zuschauen/ wie sie offt so manchen grimmigen doch vergeblichen Anspruch thun/ vorab von denjenigen Theil der Mauren/ das gegen

gegen Mittag den besser bewohnten Ländern Qvansi, Junnam und Tibet zuläufft / denn von dannen pflegen sie zu gewissen Zeiten des Jahrs / Trift-weise und bey gantzen Hauffen / nach den gelben Fluß / und denen Hecken oder dicken Büschen / welche der Mauren am nechsten / entweder auf der Futterage / oder der Jagt halben zu gehen.

Belangend den ersten Erbauer dieser grossen Wunder-Mauer / findet man in den Sinesischen Reise- und andern Beschreibungen unterschiedliche Meynungen / oben angezogener Mendoza schreibet: Sie sey eine von einem König Namens Tzintom, der mit den Tartarn Kriege geführet / zum Schirm seines Reichs wider dieselbe erbauet. Solchen gewaltigen Bau zu vollenziehen / habe derselbe den dritten Theil seiner Urterthanen / je zu Zeiten von 5. Mann zween zu solcher Arbeit angestrenget / da denn / ob gleich die Einwohner jedwederer Landschafft an denen Oertern / die ihren Häusern am nechsten in der Arbeit verblieben / nicht destoweniger alle diejenigen / so dahin gegangen / entweder von der langwierigen Reise / oder weil sie der unterschiedlichen Lufft nicht ertragen können / gestorben sind. Dannenhero das gantze Reich gerebelliret / und den König samt seinen Söhnen erschlagen.

Aber Pater Martinus Martinius, ertheilet hierüber einen andern glaubhafftern Bericht: Denn laut seiner Erzehlung / hat des Käyserlichen Stamms Chinæ Anfänger Xius, der sonst auch

Chingus von ihm genannt wird / und vermuhtlich eben derselbe ist/ welchen Mendoza Tzintom benahmset/ dieses Welt-Wunder/ wil sagen den grossen Bau dieser Mauer/ welche Sina und Tartarien scheidet / im Jahr vor der Gebuhrt Christi tausend zweyhundert und funffzehen angehebt / und in fünff Jahren vollendet. Daß er aber deswegen samt den Seinigen solte in einen Aufruhr und Rebellion seyn erschlagen worden/ ist irrig / sintemahl ihm im 37sten Jahr seiner erlangten Herrschafft eine Kranckheit zu Bette geworffen / und endlich gar aufgerieben: wie jetzt-gerühmter Martinus in seinen Sinesischen Historien bezeuget. Dieser Chingus oder Xius hat anfangs eines Käyserlichen Stadthalters-Würde vertreten; aber den Groß-Königlichen Stamm Cheva, samt allen dessen Anhang und Vasallen / durch Waffen nach und nach ausgerottet oder bezwungen/ hernach / da er zum Käyserlichen Thron gestiegen/ seinen Feld-Herrn Mungtienum mit dreyhundert tausend Mann wider die Tartarn geschickt / der dieselbe zu unterschiedlichen mahlen tapffer geklopfft / endlich nach reiffer Erwegung / wie doch das Reich Sina für solcher wilden Erbfeindlichen Völcker Anfällen möchte gesichert seyn / diese gewaltige Mauer aufzurichten beschlossen/ auch im 22sten Jahr seiner Käyserlichen Regierung das Werck solcher Gestalt angefangen / daß aus jedweden zehen Männern durch gantz Sina täglich drey daran arbeiten/ und ein gewisses Stück vor sich nehmen müssen;

sen: wie der Sinesische Atlas meldet / denn die Sinesische Historie desselben Authoris spricht: Es habe sich der dritte Mann aus dem gantzen Reiche zu dieser Arbeit müssen einstellen.

Neuhoff der Niederländische Scribent thut (ohne Zweiffel aus des Mendoza Bericht) hinzu/ daß er zuletzt aus jeden fünffen zween Menschen dazu genommen; welches auch wol seyn kan.

Das gantze Werck ward von Kiesel-und andern Steinen aufgeführet/ und so fest und dicht gemauret/ daß man kein eintziges Ritzlein daran finden kunnte / denn der Käyser hatte ein strenges Gebot lassen ausgehen/ wofern einiger Orten in die Fugen des Wercks sich nur ein Nagel liesse einschlagen/ solte es denjenigen / der an solchem Stück gearbeitet/ den Kopff kosten. Es schreiben die Sineser/ der Anfang dieser Mauer / so in vorberührten Seebusem / bey der Provintz Leaotung gemacht/ lauffe etliche Stodien oder Roßlauffe ins Meer/ und stehe allda auf Schiffen gegründet/ welche mit Eisenklumpen gefüllet/ und daselbst versencket / um das Werck desto beständiger und standhaffter zu erhalten. Bis hieher aus Neuhoffs Sinesischer Reise-Beschr. Gonzalis Mendozæ Sinesischer Historie/ Martini Martinii Atlante Sinico und Kircheri China illustrata, Erasmus Francisci in seinem Ost-und West-Indianischen Lust-und Staats-Garten.

XLI.

XLI.

Die abscheulichen grossen Wasser-Schlangen.

DJe reisende Leute werden in Guina sehr gefährt von den Schlangen / die daselbst von mancherley Gattung und Grösse sich aufhalten. Dieselbe sind zwar nicht gifftig / wie die Unsrige / ja theils gar ohne Gifft / aber hingegen desto gefräßiger / fressen die Leute / und werden gefressen / die gemeinste Art strecket sich in die Länge / auf 20. auch wol 25. Spannen / und auch 5. in die Breite. Denn wiewol man noch viel grössere zu weilen antrift / nehmlich zu 30. Schuhen / gibts doch deren keine solche Menge wie der andern.

Solche ungeheure Schlangen leben sowol im Wasser als auf dem Lande / bleiben offt auf dem Lande liegen / als ob sie schlieffen; wenn sie sich nemlich dick gefressen / werden aber vielmahls darüber von den Mohren ertappt / umgebracht und gefressen / sintemahl die Mohren dieses Landes ihr Fleisch besser / als Hüner-Fleisch halten. Die Niederländische Schiff-Fahrts-Relation meldet / ihr Rachen sey so groß / daß sie Hüner und Gänse konten verschlingen. Aber Pigafetta sperret ihnen den Rachen (und zwar nicht unglaubhafft) weiter auf: sintemahl er in der Beschreibung des Königreichs Congo gedencket / daß sie einen Hirschen oder andres Thier von selbiger Grösse auf einmahl verschlingen können / die meiste Zeit im Wasser sich aufhalten / aber der Nahrung halben offt ans Land begeben /

die

die Bäume hinan steigen/ und allda in der Höhe auf das umher weidende Vieh lauren/ bis selbiges ihnen so nahe kommt/ daß sie sich mögen darauf schwingen/ da sie denn gähling herunter schiessen / das arme Vieh umschlingen / und so wol mit ihrer schweren Last/ als mit den Gebiß / dergestalt drücken und abmatten/ bis es todt danieder fällt: Hierauf schleiffen sie es an einen einsamen Ort/ und fressens daselbst mit Haut und Haar/ Hörner und Klauen. Nach solcher Uberladung des Magens schlaffen sie denn/ wie vor erwehnt/ gleich einen besoffenen Menschen/ bleiben also 4. 5. oder 6. Tage liegen/ in so tieff eingeschlummerter Sicherheit / daß ihnen auch wol ein Kind das Leben nehmen solte.

Zu gewissen Zeiten ziehen diese grosse Schlangen ihre Bälge oder Haut aus: Unterweilen auch wol vor der Zeit / wenn sie sich nemlich überfressen haben/ und alsdenn die Haus durch allzuweite Ausdehnung runtzlicht worden.

Es suchen die Leute einen solchen Schlangen-Balg fleißig/ um selbigen zur Gedächtniß und Verwunderung aufzuhencken. Noch viel fleißiger suchen sie die Schlangen selbst/um des Fleisches willen: Können aber derselben kaum anders mächtig werden/ ohne auf zweyerley Weise: Erstlich wenn die Schlangen schlaffen/ hernach wenn irgend ein grosser Wald von Hitze sich entzündet hat / zu welcher Zeit alsdann alle/ die sich von ihren Wassern zu weit entfernet/ und in den Forst vertieffet / halb gebraten gefunden werden/ und den Einwohnern ein Wohlleben

leben machen; als welche allerhand andre gebratene Speisen gerne dafür stehen lassen. Erasm. Francisci Guinesischer und Americanischer Blumen-Büsch/ c. 5. pag. 88. §. 1.

XLII.

Noch eine andere Art grosser Land-Schlangen.

UNter den Land-Schlangen nimmt die Cobra de Veado, wie sie von den Portugisen in Brasilien genennet wird / mit ihrer Grösse den Preiß weg / und kan eben die Kunst / welche obgedachte grosse Wasser-Schlangen / nemlich gantze Hirsche verschlingen.

Die grosse Schlangen werden in America 18. jemahlen 24. Schuh lang gefunden. Seynd gar zierlich Aschgrau/ und Kastenbraun geschäckt / und über das mit schwartzen aneinander gleichsam geketteten und vergliederten Flecken gezieret / in deren Mittel-Punct weisse Flecklein herfür scheinen.

Sie haben nicht so viel Gifft wie andere / daher so wol die Niederländer / als die Schwartzen / ihr Fleisch zur Speise geniessen.

Diese Schlange/ wenn sie hungrig ist/ springt aus den Hecken und Gepüschen herfür / steuret sich auf das Aeusserste seines Schwantzes / welcher / als wie mit zweyen Vogelklauen oder Nägeln gerüstet ist / richtet sich also schrecklich empor / und kämpffet hart so wol mit den Menschen als wilden Thie-

Thieren; zischet auch hefftig / wenn man sie erzür-net / unterweilen wirfft sie sich hinterlistig von einen Baum herab / auf den Wandersmann / beschlän-gelt und betruckt denselben so hart / daß sie ihn offt mit der blossen Umfahung allein erdruckt / oder ihm auch ihren Schwantz ins Gesäß aufs allertieffste und härteste hinein schlägt / und also den garaus machet. ibid. p. 92. §. 5.

Wie schreck- und schädlich nun diese Schlan-gen gleich den Hirschen und Rehen fällt / wird sie doch von den Ameisen (als einen gar kleinen Feind) umgebracht / welche mit einem grossen Schwarm denselben ins Maul fliegen / und sie ersticken / ib. p. 92.

XLIII.

Die gläntzende Schlangen.

IN America findt man eine Schlange / die Bo-jobi genannt wird / selbe ist Laub-grün und schön gläntzend / hat einen weiten Mund / und schwar-tze Zunge / schleicht gerne in den Häusern herum / schadet aber niemand / der sie mit frieden läst. Will man sie aber vexiren / so richtet sie sich auf / erwischt den Menschen die Hand / und versetzt ihm einen sol-chen gifftigen Biß / daß auch die allerbewehrteste Gifft-Mittel kaum dafür helffen. ib. pag. 94. §. 7.

XLIV.

Der Indianische Schlangen-Tantz.

SO abscheulich die Schlangen sind / so hoch wer-

werden sie von den Indianischen Heyden / insonderheit auf der Malabarischen Küste geehret / der König daselbst die Bramas und Nayros halten diese Geschöpffe vor Gottes Geister / als welche geschaffen worden den Menschen zu plagen / und ihn seiner Sünden halber zu casteyen. Doch siehet man viel Landläuffer oder Storgen in selbigen Landen / welche mit grossen Körben / so mit Schlangen angefüllet sind / das gantze Land durchstreichen. Diese Körbe tragen ihrer zween mittelst eines Stocks / und haben auch weiß Brod darinn / zur Speise für ihre angenehme Würmlein. Etliche solcher Schlangen sind 6. 7. bis 9. Fuß lang / ob gleich nicht dicker als eines Mannes Finger / und Graßgrün von Farbe / andere aber groß / dick und greiß gesprenckelt. Auf das Gelaut der Malabarischen Landläuffer / so sie mit einem gewissen Instrument als eine Sack-Pfeiffe / klingend ohn Unterlaß machen / erheben sich die Schlangen auf ihre Schwäntze / richten den Leib sehr hoch in die Höhe / etliche sperren die Finnen / so nahe am Kopffe sitzen / aus einander / und tantzen solchergestalt auf eine wunderliche und gantz greßliche Weise. Sie stellen sich gegen einander / als wolten sie kämpffen / und greiffen einander so grimmig auf die Haut / als wolte eine die andere zerreissen und verschlingen / welches bey den grossen Schlangen ohne Schaudern und Entsetzen nicht mag angesehen werden.

XLV.

Der zu einem ewigen Leben erbauete Pallast.

Vielen grossen Potentaten scheinet auf dieser Welt manchmahl nichts anders zu mangeln/ als die eintzige Unsterblichkeit/ so gar üppig leben sie/ ja sie liessen wol mit jenem Cardinal unserm HErrn GOtt gerne den Himmel allein / wenn ihnen nur ihre Lust-Gärten und Palläste auf ewig unbenommen bleiben möchten. Die alten Sinesischen Käyser hatten eben einen solchen Sinn / ja sie stiegen noch höher / denn sie strebeten gar nach der Unsterblichkeit/ welche zu erlangen/ sie allerhand Mittel und Erfindungen ausgesonnen / auch manchen Betrieger zu weilen das Ohr geborget/ ja gar das Hertze eingeräumt/ und darüber grosse Thorheiten begangen haben.

Einer von diesen/ mit Nahmen Hiou, hat ihm deswegen einen Pallast lassen aufbauen/ von lauter wohl-riechenden Holtzwerck / nemlich Cedern/ Cypressen/ Camphor und andern dergleichen / davon man auf die 16. Stadien weit/oder auf eine gute Frantzösische Meile den Geruch gar lieblich und leicht riechen kunnte.

In denselben Pallast ist ein kupfferner Thurm auf seinen Befehl aufgerichtet / welcher zwantzig Meß-Ruhten hoch gewesen/ über welchen sich jedermann verwundern müssen.

Von unten bis oben hinauf an die oberste Spi-

tze / hat man eine Schnecken-Stiege hinan steigen können. Daselbst fand sich ein gewaltig hohes Becken von Kupffer / so nach einer Menschen Hand gegossen / darinn man täglich den allerreinesten Thau auffienge. In sothanen Himmels-Thau beitzete und weichte er Perlen ein / als eine vermeynte Artzeney des ewigen Lebens / dadurch er die von Betriegern ihm versprochene Unsterblichkeit möchte zu wege bringen. Uber das hat er denselben Pallast so prächtig und köstlich gezieret / daß die Palläste aller Sinesischen Käyser bis auf den heutigen Tag gegen solchen Glantz und Pracht nur ein Schatten gewesen. Martinius lib. 8. Sinic. Hist. Happel. Rel. Curios. part. 4. pag. 419.

XLVI.

Die sonderbahre Eigenschafft des Königreichs Peru.

IN America hat das beruffene Königreich Peru etliche gar sonderbahre Eigenschafften / welche in den andern West-Indianischen Ländern nicht gespühret werden. Selbige Eigenschafften sind folgende:

Erstlich wehet in diesem gantzen Land ein einiger Wind / welcher doch sonsten unter der Zona Torrida nicht / sondern sein Contrair-Wind / nemlich ein Süd-West-Wind sich findet. Zum andern ist dieser Wind in andern Ländern Indiens der aller ungestümste / schwermühtigste und ungesundeste: dis Land aber ist er der allerangenehmste

und

gesundeste/ so gar/ daß er die einige Ursach ist/ daß die Küsten des Meeres in diesem Lande wohnbar sind/ die sonsten wegen der allezeit grossen und unerleidentlichen Hitze/ nicht füglich würden können bewohnet werden.

Zum dritten/ regnet noch donnert/ hagelt oder schneyet es niemahlen auf der Küste/ da doch unweit davon es regnet/ donnert und schneyet.

Zum vierdten siehet man in diesem Reiche 2. Reihen Berge neben einander/ auf einer Poli Höhe gelegen/ der eine Theil ist durchgehends mit Bäumen bewachsen/ der andere aber gantz kahl.

Zum fünfften wird gantz Peru/ nach der Länge des Meers in drey sehr lange/ doch aber gar schmale Strich Landes/ von Norden in Süden abgetheilet. Ein Theil begreifft die Ebene oder das flache Land am Meer gelegen. Der ander begreifft in sich die Berge. Und der dritte/ die so genannte Andes, (sind überaus hohe steile Stein-Felsen und Klippen/) das flache Land am Meer/ von Westen in Osten/ hält in der Breite kaum zehen Meilen; das Gebürg/ Sieras genannt/ zwantzig/ und die erstgenannte Andes, auch zwantzig Meilen. Hat also die gantze Breyte dieses Landes nicht mehr als 50. Meilen; die Länge aber von Nord in Süden erlauffet sich auf Tausend. Auf der Ebene am Meer regnet es niemahls/ dahero auch die Gebäude ohne Dächer/ oder/ da etlicher Orten deren gefunden werden/ sind sie von Matten mit etwas darauf gelegter Erden. Auf den Ber-

gen Sieras, regnet es vom September bis zum April/ die übrige Zeit des Jahrs ist schön und helles Wetter/ dieses geschicht / wann die Sonne entfernet: so bald sie sich aber nahet/ gehet das Regen-Wetter an. Auf denen Andes regnet es fast durchs gantze Jahr ohne Aufhören/ nur zu weilen klähret es sich auf/ und wird schön. Auf den Bergen fähet der Sommer an im April / und dauret bis im September. Der Winter aber währet vom October bis zu Ende des Mertzens. Auf den flachen Lande längst der Meer-Küste zeiget sich das Widerspiel/ denn wann daselbst der Winter sich endet/ so fänget er auf dem Gebürge erst an. Seifrieds Wunder in der Natur / part. 2. §. 32, pag. 525.

XLVII.
Der edle Jugend-Stein.

IN Ost-Indien wird ein gewisser Stein gefunden / den die Portugisen daselbst Pietra de Cavar, den Jugend-Stein nennen / man hält ihn daselbst sehr hoch/ weil die Indianer in den Gedancken stehen/ wer denselben täglich in der Speise gebrauchet / den gebe er Krafft das Leben zu verlängern/ und gleichsam in steter Jugend zu blühen / also/ daß er nicht ungestalt werde / keine Runtzeln bekomme / auch für allem / was ihm seine lebhaffte Schöne verderben / lange Zeit verwahret würde / derohalben auch die Könige und grosse Herren ihre Gefässe/ als Schüsseln / Töpffe/ Trinck und Tafel-

fel-Geschirr davon machen lassen / in Hoffnung / in wohlgestalter Jugend zu bleiben. Linschot. part, 4. cap. 42.

XLVIII.

Die Feuer-fangende Aepffel.

IN Indien und Arabien / werden sonderbahre Aepffel gefunden / welche äusserlich zwar die Gestalt eines gesunden und frischen Obsts præsentiren / aber doch gleichwol zu nichts anders nütze sind / als zum Zunder / indem sie also beschaffen / daß sie / wenn mit einem Stahl Feuer darauf geschlagen wird / dasselbe als ein Zunder entfangen / und alsdenn weiter zu Anzündung der Licht-Kertzen dienen. Joh. Heinr. Ursin. Salom. Evang. P. 1. pag. 343.

XLIX.

Die Sinesischen Kunst- und Pracht-Felsen.

DEr wohlgereisete Johann Neuhoff, kan sich nicht genug verwundern über die ungemeinen Kunst-Klippen / welche die üppigen Sinesen weyland erbauet haben. Seine Worte hievon sind folgende: Ehe man an das Dorff Pekkinsa kommt / siehet man ferne nicht weit davon am Strande / etliche Stein-Klippen von Menschen Händen gemacht / dermassen künstlich ausgearbeitet / und so wunderschön formiret / daß nicht so sehr die Künstler als die Natur selbst des Wercks Meister zu seyn /

scheinen: Aber der leidige Krieg das reissende und verschlingende Thier/ welches auch König und Fürsten ihrer Landen beraubet / hat dieselben so jämmerlich zerrissen und zerbissen/ daß sie mehrentheils gantz geschändet und verdorben/ so daß man der gestummlete übrige Stumpff nur noch etlicher massen weisen kan / mit was Glantz sie weyland geprahlet und gepranget / welches Zerbrechen und Niederreissen solcher Kunst-Klippen und wunderartigen Stein-Felsen / eine Sonnen-klare Anzeigung ist / wie grausam der rasende Tartar in dem letzten Krieg hin und wieder im Reich gewütet / nemlich dergestalt / daß er nicht allein die grossen Städte/ nebenst andern im Brandt gestecket / zubrochen/ eingerissen/ zerstöhret und zu Grunde verwüstet/ sondern auch nicht leiden können / daß einige geringe Oerter und schlechte Dörffer von solchen fürtreflichen Kunst-Stücken etwas Ehr und Ansehen hätten. Denn ja billig jemand sagen möchte/ der Tartar habe diese Kunst-Stücke an den gemeldten schlechten Oertern geschändet/ zerschmettert/ und übern Hauffen geworffen/ nur zu dem Ende/ auf daß nicht dieselben / sondern grosse Städte und vornehme ansehnliche Oerter allein / damit prangen / und desto mehr Glantz und Herrlichkeit vor jenen haben möchten. Wie denn noch heutiges Tages daselbst sothane Kunst-Stücke allerdings unverletzt/ und in vorigem Zustande vorhanden/ massen insonderheit an denen / so man in der Käyserlichen Haupt-Stadt Peking siehet/ klar und offen-

offenbar / als welche der Tartar bey hiesiger Stadt Eroberung / gantz und ungeschändet gelassen / ja so hoch seit der Zeit bis auf diesen Tag gewürdiget / daß niemand denn Seine Käyserliche Majestät und dero fürnehmsten Reichs-Rähten ein freyer Zugang darzu gestattet wird.

Das Ansehnlichste unter allen im gemeldten Dörffe / das am wenigsten geschändet / und noch etwas von seinem vorigen Glantz behalten / hub seine zierliche Spitze oder Gipffel über die 40. Fuß in die Höhe. In der Mitten hatte es zwey artliche und gar künstlich ausgeholete Gemächter / die fein gerad über einander gefüget waren / und dis Kunst-Stück in zwey gleiche Theil von einander scheideten. Zu diesen Gemächern steiget man auf einer Windel-Treppen / so ebenmäßig nicht weniger künst- als köstlich gebauet / so wol oben als unten 4. Tritt breit ist / hinauf. Dis gantze Werck / so man billig vor das achte Wunder-Werck der Welt halten möchte / bestund aus Thon / Leim und dergleichen Materie / welches alles so künst- und artlich formiret / auch dermassen hart gebacken war / daß man über die Erfindung / Kunst und anmuhtige Gestalt des gantzen Wercks sich entsetzen / und verstummen muste. Ja fast gar vor Verwunderung entzückt ward / daß Menschen Hände die Natur so eigentlich hätten nachaffen können. In einem prächtigen Garten bey der grossen Stadt Nanking in Sina, ist auch ein schöner Berg zu sehen / der von mancherley polirten Marmor gar künstlich zuge-

richtet ist/ und sind darinn unterschiedliche Lust-Hölen gehauen/ nebst welchen er auch andere Gemächer/ Höfe und Hof-Plätze/ Stiegen/ oder Treppen/ desgleichen Fisch-Teiche und Bäume/ und viel andere Dinge mehr begreifft/ an welchen Lust und Kunst mit einander ringen.

Nanking hat sonsten durch den jungen Tartar-König einen solchen Stoß erlitten/ daraus es sich gar schwerlich erretten wird/ denn darinn ist es seiner besten Zierde beraubet/ und so gar zu Grunde gerichtet worden/ daß es von den Feinden selber bejammert ist. Im übrigen wird des Kunst-Felsen daselbst Anmuht und prächtige Lust dadurch vermehret/ daß solcher in einer solchen Figur gebauet/ welche einen artlichen Labyrinth oder Irrgarten præsentiret. Denn wiewol es keinen überaus grossen Platz einnimmet/ wird doch einer/ der alles besehen und begehen will/ 2. ja 3. Stunden darüber zubringen/ bis er endlich zu einer andern Pforten wieder heraus kommet. Trigautius lib. 4. cap. 6.

L.

Die zwar kleine aber dennoch sehr fräßsige Thierlein.

IN Ost-Indien/ und vorab in der Landschafft Jamaica, gibt es eine besondere Art Milben/ die nicht so wol zu sehen/ als zu empfinden sind. Diese Thierlein werden von den Mohren in ihrer Sprache Chegi genennet/ und machen den Einwohnern

wohnern dieser Orten sehr grosse Ungelegenheit fol-gendermassen. Sie beissen durch die dickste Haut ihrer Füsse tieff in das Fleisch hinein / und weil sie überaus klein / können sie solches nicht eher bis an den siebenden Tag entfinden / von dannen fangen sie an / durch den gantzen Fuß zu kriechen / und die Zä-hen an denselben abzufressen / wenn nun nicht zeitliche Hülffe geschicht / ziehen sie durch den gantzen Leib / und wird der Mensch von ihnen allgemach lebendig nicht ohne grossen Schmertzen gefressen. Heinr. Oldenb. Acta Reg. hoc Angl. ad An. 1668. P. 393. Gotthold f. Ernst zufällige Andachten p. 357. Them. LXXV. edit. in 8vo.

LI.
Die seltzame Frucht *Peci.*

IN den offt genannten Königreich China', und zwar in den Land-Strich Chekiang wächset in stillstehenden Wassern eine Frucht Peci genannt / welche ist rund / und nicht viel grösser als eine Ca-stanie. Der Kern / welcher mit einer gar zarten Erdfarben-Häutlein bekleidet / ist inwendig voll schnee-weiß-safftiges Marck / ein wenig härter / als das Fleisch gemeiner Aepffel / eines anmuhtigen weinsäuerlichen Geschmacks / wenn mit der Frucht zugleich ein Stück Kupffer / oder dergleichen Müntz in den Mund genommen wird / so lässet es sich von Stund an zu höchster Verwunderung mit samt der Frucht zermalmen / und wie einen weichen Brey zerkäuen / dahero sie auch sonst die Kupffer-bre-

chende Frucht genannt wird. Seyfried. Med. Mir. nat. pag. 671.

LIII.

Der gifftige Baum.

IN den Insulen des Antilles grünet der weitberühmte Masenilien-Baum. Dieser hat anmuhtige Blätter/ und trägt rohtgestreiffte Aepffeln. Wenn diese genossen werden / erwecken sie einen Todesschlaff/ sonsten aber schmecken sie wie Haselnüsse. Wann sie ins Wasser fallen / verfaulen sie nicht darinnen / sondern bekommen eine Salpetrigte Rinde/vergifften aber das Wasser dermassen/ daß auch die Fische davon sterben/ ausser die Krebse / welche aber doch auch nicht ohne Gefahr zur Speise können genommen werden. Unter der Rinde des Stamms und der Zweige liegt eine merckliche Milch/ die verursachet Entzündung der Augen/ und Schwellen des Leibes. Wenn der Regen von diesen Baum jemand auf den Leib tropffet / erwecket er peinliche Schmertzen / und so jemand darunter ruhet/ so schwillet er hoch auf. Wann mit dem Holtze dieses Baums einige Speise gekochet wird / und nachmahls genossen / so verbrennet sie den Mund und Hals. Die Einwohner dieser Insulen bereiten aus der schon gedachten Milch und den Safft der Früchten dieses Baums ein tödtliches Gifft/ womit sie ihre Pfeile bestreichen. Olf. Dappers America.

LIII.
Die wohlriechende Schlangen.

Nierembergius erzählet aus einem Schreiben/ Patris Josephi Adei von Anno 1628. daß unfern von Tuna Puma (welches Er. Francisci, meynet die Stadt Tunia im West-Jndischen Königreich Neu-Granato zu seyn) in einem Walde / ein weit-begriffener Ort sey / darinnen zu der Zeit eine Schlange etliche Jahre nach einander gesehen worden/ die viel dicker gewesen als ein Ochs/ und erschrecklich lang/ grosse Schild-Kröten und Hirsche verschlungen; allenthalben / da sie herdurch gekrochen/ den Weg gleichsam verbraucht / also daß das Graß daselbst bey anderthalb Ellen breit verdorret sey. Ein Soldat hab etliche mahl seine Musqvet auf sie gelöset/ aber vergeblich/ sintemahl die Kugeln gleicher gestalt von ihrem geharnischten Leibe zurück geprellet / als ob man sie wider einen harten Felsen verschossen hätte. Diese Schlangen sind mit Schaalen oder Stahl-festen Schuppen/ so einer Hand breit/ gleich einen Pantzer überzogen/ und bleiben dadurch leicht Schuß-frey / man wolte denn ein Stück auf sie loßbrennen.

Selbige Art Schlangen entdeckt sich bald selbst/ durch ihren lieblich-starcken Geruch / massen die Maulthiere und Esel dieselbe von weitem riechen/ und alsdenn mit keinen Streichen weiter fortzubringen sind. Desgleichen fliehen die Hunde stracks zurück/ so bald sie nur den Auswurff der Schlangen gerochen; welches gemeiniglich ein Hauffen unverdaueter

daueter Knochen von den eingeschlungenen Thieren sind/ die doch nicht stincken/ sondern wie lauter Biesam riechen.

LIV.
Die wohl-riechende Crocodillen.

BEy den wohl-riechenden Schlangen werde ich gedencken an dem / was Nierenbergius lib. 12. Hist. Nat. cap. 5. schreibet von den Eyern uñ von dem Fett/ so die Crocodillen an heimlichen Oerter des Leibes tragen/ daß sie nicht anders als der beste Biesam riechen. Eben dieser Autor erzehlet auch/ daß nahe bey dem Schlund der Crocodillē kleine Glandulæ in der Grösse einer Bohnen gefunden werden / welche gleicher gestalt einen lieblichen Geruch von sich geben. Ja Jul. Cæs. Scaliger. Comm. in Arist. Hist. Animal. lib. 2. c. 118. schreibt / daß in Indien Crocodillen gefunden werden / welche man auf der Tafel speiset/ weil sie nicht anders wie Kalbfleisch schmecken/ und ein lieblicher Muscus riechen.

LV.
Der Crocodillen Nahrung / Aufkommen / &c. und andere Beschaffenheiten.

DIe erschreckliche Menschen-fressende Crocodillen/ von den Indianern Kayman, und von den Portugisen Lagarto genannt/ sind sehr gemein in den Indianischen Ländern; Es leben selbige Thiere so wol aufm Lande / als im Wasser / sind groß/ starck

starck und arglistig/ und vermehren sich wunderlich; Wann sie sich paaren / leget das Männlein das Weiblein auf den Rücken / weil er nicht anders wegen seiner kurtzen Beine dabey kommen kan / das Weiblein leget hernach 50 bis 60. Eyer / und brütet dieselben in 60. Tagen aus / etliche legen dieselben im heissen Sande/ und werden also von der Sonnen ausgebrütet/ dieses Thier wird sehr groß/ so daß es zu weilen eine Länge von 70. 80. bis 100. Schuh erreichet/ ist sonst gestalt wie eine Eidex/ hat eine breite Stirn/ einen Sau-Rüssel/ und ein Maul/ so bis an den Ohren offen stehet / worinnen Zähne so groß / weiß und starck wie Kämme sitzen/ dessen Obertheil er nur regen kan/ weil das Untertheil unbeweglich ist. Er hat keine Zunge/ aber an dessen Stelle eine haarichte Haut/ wie eine Zunge formiret/welche ihm an die Kinnbacken fest gewachsen / daß er sie nicht aufheben kan. Seine Augen sind groß und rund/ mit schwartzen Aug-Aepffeln. Der Rückgrad hat 60. steiffe Gelencke/ welche er/ wenn er läufft / oder sich drehen und bewegen will/ nicht nach seinen Willen lencken kan/ weswegen er gerade vor sich lauffen/ oder seinen Lauff allezeit verändern muß / wodurch ihm noch offtmahls derjenige / welchen er verfolgt/ durch vielfältiges und geschwindes Umdrehen entrinnet. Die Beine und Füsse sind mit Puckeln / so wie scharffe Nägeln gewaffnet / und stehen zur Seiten ein wenig aus. Der Schwantz ist so lang / wie der gantze Leib. Die Haut unterm Bauch ist weich/ und kan leicht verwundet werden/ oben aber ist sie so dicke/ daß sie offt durch einen Musqveten-Schuß nicht

nicht kan durchschossen werden. Seine Farbe ist mehrentheils tunckelgrau / also / daß wann er im Schlamm lieget / kein grosser Unterscheid zwischen ihm zu sehen ist. Daher es offt geschicht / daß man näher bey ihm ist / als man vermuhtet. Und dannenhero gleichsam fliegende davon lauffen muß.

Sie legen sich / wenn sie satt sind / am Ufer / insonderheit wenn es niedrig Wasser ist / in der Sonnen nieder / lauren unterdessen auf den Raub: Von fernen sind sie anzusehen / wie umgekehrte Schiffe: Ja sie scheuen zu weilen keinen Menschen / wenn man mit Schiffen auf sie zufährt. Die meiste Zeit haben sie den Rachen offen / und fleucht alsdenn ein kleiner Vogel Trochilus oder Zaunkönig genannt / zu ihnen / in ihren Maul Nahrung zu suchen. Dieser Vogel säubert ihnen das Maul / hernach die Zähne bis an den Schlund / und weil ihnen solches sanffte thut / sperren sie das Maul so weit auf / als sie immer können. Sie leben von Fisch und Fleisch / und trachten den Menschen für andern sehr nach / worauf sie mit grosser Listigkeit zu lauren wissen; massen sie sich stellen / als wenn sie schlaffen / überfallen aber die Menschen unvermuhtlich / wenn dieselben es sich am wenigsten versehen. Walther Schulz lib. 3. cap. 12. pag. 207. & 208.

LVI.

Die Crocodillen-Jagt in *Florida*.

Ohngeachtet dieses Thieres Grausamkeit / wird es dennoch auf vielerley Art von den Einwoh-

nern

nern derer Orten/ da es sich aufhält/ gefangen/ und als eine wohlschmeckende Speise verzehret. Die Floridaner fangen es auf eine sonderbahre Manier. Sie machen am Wasser ein kleines Häuslein / voll Löcher/ stellen einen dahinein auf die Wacht/ welche Achtung geben muß/ ob sich ein Crocodill von fernen sehen oder hören lasse.

Denn wenn dieses ungeheure Thier Hunger leidet; Kreucht es aus dem Wassern und Insuln herfür ans Land/ um zu rauben und zu verschlingen. Mißlinget ihm aber seine Hoffnung / und es wird ihm nichts zur Beute/ so schreyet es gar erschrecklich/ also / daß mans auf eine halbe Meile höret. Alsdenn berufft der Wächter seine andere Neben-Wächter zu sich/ und ergreiffen darauf ihrer 10. oder 12. einen langen Baum/ treten dem Crocodill entgegen/ der immittelst hinzuschleicht/ begierig einen aus ihren Mitteln zu erschnappen/ und in seinen weit-aufgesperreten Rachen zu verbergen. Aber seine Raubgierigkeit macht / daß er selbst zum Raube wird. Denn sie stossen ihn mit grosser Behendigkeit den schmalesten Theil des Baums aufs allertieffeste in den Rachen / und kan der Baum von wegen seiner Ungleichheit und rauhe Rinden/ nicht wieder heraus gezogen werden/ darum ist hiermit der Crocodill ihr Gefangener.

Folgends werffen sie ihn auf den Rücken / und versetzen ihn in seinen Bauch etliche Pfeil-Schüsse/ weil die Haut am Bauch weich ist. Denn auf dem Rücken kan man der harten Schuppen wegen nicht durchdringen/ sonderlich/ wenn der Crocodill alt ist.

Also

Also fangen die Floridaner ihren Feind / den Crocodill/ welcher ihnen sonst sehr überlästig ist / und sie zur immer-währender Wachtsamkeit bemühet. Aus der Erzehlung Jacob le Moyne von der Landschafft Florida Er. Francisci in seinem Sitten-spiegel pag. 1461.

LVII.

Die grossen *Americani*schen Riesen.

ALs Anno 1499. Americus Vesputius seine andere Reise nach der neuen Welt thäte / da traff er nicht weit vom festen Lande eine Insul an / welchen er die Riesen-Insul nennete/ nicht weil seine Leute etliche Riesen-Fußstapffen daselbst angetroffen / sondern neun Spanier hatten sich / frisches Wasser zu suchen/ Landwerts einbegeben / da funden sie in einem breiten Thal 5. grosse Hütten / und in denselben 2. grosse Weiber mit drey Töchtern / diese Weiber/ welche ziemlich bealtert waren / setzten den Spaniern Speise für. Diese machten Anschläge/ eine von den Töchtern zu entführen/ und als ein Wunder nach Spanien zu bringen/ aber indem sie sich darüber berahtschlagen / kamen 36. nackigte Männer/ die noch einen guten Theil grösser als die Weiber waren / doch sonsten einen wohl-gestalten Leib hatten/ hinein getreten. Den Spaniern stunden wegen Ankunfft dieser erschröcklichen Männer die Haar zu Berge. Ein jeder Riese trug einen Bogen und Pfeil/ und eine grosse Keule. Sie stunden alle bestürtzt/ als sie diese neun Fremdlingen sahen/

hen/ und hatten ein grosses Gemurmel unter einander. Vor die Spanier war guter Raht theuer/und wünscheten wol tausendmahl/daß sie auf ihren Schiffen geblieben wären. Etzliche hielten vor rahtsam die Feuer-Röhre zu lösen/ und unter dem Dampffe über die Erschossene hinzuspringen/ und also zu entschnappen/ andere urtheilten/ daß man ihnen freundlich begegnen solte/ welches auch der beste Raht war.

Hierauf giengen sie zur Hütten hinaus nach den Schiffen zu/ die Riesen folgten ihnen auf einem Steinwurff nach/ und hielten viel Geschwätze unter einander. Sie waren aber eben so verzagt als die Spanier/ denn wann diese stillstunden/ blieben sie auch stehen/ giengen die Spanier fort/ giengen sie von ferne nach. Endlich gelangten die Spanier an den Strand/ und weiter auf die Schiffe/ kaum waren sie mit dem Bohte vom Lande/ als die Riesen plötzlich nacheileten/ und im Schwimmen mit ihren Bogen gewaltig auf die Schiffe zu schossen/ doch niemand verletzten: So bald sie aber aus zwey gelöseten Stücken/ den knallenden Donner und blitzenden Glantz vernahmen/ da kehreten sie vor Schrecken wieder nach dem Lande zu/ und flohen auf einen nechst-gelegenen Berg. Diese Insul nenneten nachmahls die Spanier wegen der ungeheuren Einwohner die Riesen-Insul: Da sie manchmahl einen harten Scharmützel ausgestanden/ weil die Einwohner ihnen an das Land zu kommen/oder etwas von dannen zu holen/durchaus nicht gestatten wolten. Dappers Descript. Americ. lib. 1. c. 3.

LVIII.
Die seltzame Cur.

IM Jahr 1646. den 13. Januarii / kam der Chan oder Gouverneur von Amadabat nach Agra, welches ist die allergröste Residentz-Stadt des Königs in Indostan. Denselben Abend hatte er alsobald den Holländischen Visiteuren und Directoren bey sich zu Gaste; Indem sie aber mitten in der Mahlzeit waren / thäte der Chan eine allzugrosse Hand voll Reiß in den Mund/ daß ihm die Kinnbacken aussprungen / und der Mund unbeweglich sperr-weit offen stehen blieb. Er wolte gantz nicht wieder zusammen gehen / weswegen der Chan da sasse/ und die Augen im Kopffe verkehrte.

Als solches der Holländische Visiteur sahe / ließ er alsobald seinen Barbierer aus der Logie, welche nahe dabey war / holen / den Chan zu helffen/ welcher eilends kam/ um sein Bestes zu thun/ ihm auch augenblicklich zu helffen versprochen / dafern nur die Art seiner Cur nicht möchte für übel gedeutet werden / wie man ihm aber alle Versicherung gethan/ da trat er hinzu / gab den Chan eine wohlgesaltzene Ohrfeige/ und in selbigen Augenblick gieng der Mund wieder zusammen / weil die Knochen durch den Schlag wieder in ihr Gelenck getrieben wurden. Als aber solches des Chans Diener sahen/ überfielen sie den Balbierer grimmiger Weise mit ihren Säbeln/ und hieben ihm etliche Wunden

den in den Kopff/ hätten ihn auch ohne alle Barmhertzigkeit gantz niedergemacht / wofern nicht der Chan abgewehret/und ihnen zugeruffen hätte/sie solten einhalten/ dieser Mensch hätte es gut mit ihm gemeynet / und ihm beym Leben erhalten. Hernach stund der Chan auf/ gab den Barbierer die Hand/ danckete ihm vor seine geschwinde Cur / und ließ ihm tausend Rapues (sind 50. Rthlr.) an bahrem Gelde geben. Die Diener aber/ so im Gemach gewesen/ und zwar/ die sowol/ die nur zugesehen/ als die zugeschlagen hatten/ ließ der Chan mit den Füssen in die Höhe ziehen / und unbarmhertzig auf ihre Fußsohlen bastioniren. Georg. Andersohns Orientalische Reise/ lib. 1. cap. 24.

LIX.

Der seltzam genaturte Wunder-Baum.

IN Sofala einem kleinen Königreich gegen Morgen/ an das Käyserthum Monomotapa gräntzend/ recht an den Africanischen Ufer / das von den Orientalischen oder Indianischen Meer benetzet wird/ wächset ein Geschlecht von Bäumen / so das gantze Jahr hindurch ohne Laub zu sehen/ und also dürre bleiben/ wann man aber gleich einen zehenjährigen Zweig davon abhauet / und denselben ins Wasser wirfft/ grünet es dennoch innerhalb etlichen Stunden / und bringet grüne Blätter herfür/ verlieret selbige aber auch wieder / so bald man ihn heraus ziehet. Das Holtz von selbigen Baum

stosset man klein / und lässet es in Wasser weichen / welches alsdann ein kräfftiges und bewehrtes Mittel / das Blut zu stillen. Purchas lib. 9. Navigat. pag. 1537.

L.X
Die Peruaner haben die Hurerey hart bestraffet.

So jemand bey den Peruanern in Ehebruch ertappet wird / so muste er sterben ohne eintzige Gnade / wes Standes er auch immermehr seyn möchte. Absonderlich war die Frau des Todes / der Mann aber / so er allein mit einer Adelichen Frauen zu thun gehabt hätte / denn wo einer bey einer geringen Frau geschlaffen hatte / so behielt er gemeiniglich das Leben. Ein Adeliche Jungfrau / so sich hatte entehren lassen / muste gleichfals sterben / eine Unedle aber behielte zum erstenmahl das Leben / und in der andern Hurerey ward sie zum Tode verurtheilet. Kupplerinnen oder Huren-Wirthe hatten auch ihre gewisse Straffe; Aber so jemand des Königs oder Inga Ehe-Bette beflecket hatte / so gieng es gar schwer her / immassen der Ehebrecher alsdann samt der Ehebrecherinn lebendig verbrandt würde. So musten auch alle ihre Bluts-Verwandten sterben. Die Barmhertzigkeit hatte hier gar keine statt / so daß auch die zarten Säuglinge der Todesstraffe nicht entgiengen. Ja das Land ihrer Gebuhrt muste es mit entgelten / denn dasselbe ward gantz wüste gemacht: Die Häuser wurden niedergerissen / und alle

alle Bäume umgehauen. Also wurden auch die Zauberer und Sodomiten samt ihren Geschlecht verbrannt/ so viel derselben nur Wissenschafft davon gehabt hatten.

Wie sehr man dieser Orten über die Keuschheit gehalten/ kan daraus erhellen/ daß die Mannes- und Frauens-Bilder jeden ihre besondere Wege/ Strassen und Fußsteige vorgeschrieben waren. Ward nun ein Jüngling auf den Weg der Weiber/ oder ein Frau auf der Bahn der Männer ertappet/ so musten sie eben so geschwind das Leben lassen/ als wann man sie bey einander im Lager ertappet hätte. Happel. Rel. Cur. part. p. 185.

LXI.

Leichen-Ceremonien der Mohren in Guina.

WEnn jemand in Guina gestorben ist/ so fangen die nechsten Freunde allerhand seltzame Händel an: Sie schlagen auf Becken/ und fragen den Todten/ warum er gestorben sey? Alsdenn legen sie bey den Todten allen Hausraht/ dessen er sich im Leben bedienet/ und nimmt niemand etwas davon/ weil sie der Meynung/ daß es der Todte in jenem Leben bedürfftig.

Es gehen auch etliche der nechsten Freunde von Haus zu Haus bey den Nachbaren mit einen Becken/ worinn ein jeder zehen Stüver Goldes muß legen/ davor eine Kuhe für dem Priester zu kauffen/ welcher für den Todten muß Blut haben/ den

Teufel zu versöhnen/ und zu bitten / daß er den Todten auf den Weg zum Himmel nicht aufhalte / noch verhinderlich sey. Wenn solches geschehen/ gehen sie heim zum Leich-Gelage/ da sie es alsdann lustig lassen hergehen / und tapffer herum sauffen. Beschr. Guin. pag. 104.

LXI.

Die früh-zeitige Kinder-Hochzeit.

DJe Kinder auf der Küste Choromandel/ werden im siebenden und achten Jahr verheyrahtet: und wenn sie Hochzeit machen / so kommen alle Freunde/ sowol des Bräutigams als der Braut zusammen / setzen sich auf die Erde rings um ein Feuer / welches sie siebenmahl hin und wieder kehren/ auch auf ihre Sprache etliche sonderliche Ceremonien dazu sprechen/ auf solche Weise ist die Hochzeit befestiget. Vogels Ost-Indische Reise pag. 710. 711. edit. nov.

Der Gusuratten Kinder heyrahten im siebenden/ sechsten/ ja gar im fünfften Jahr/ und wird man schwerlich eine Jungfer unter sie antreffen / die 9. Jahr alt. Id. p. 710.

Die Einwohner der Insul Java Minor machen ebenfals Hochzeit von 7. bis 11. Jahre/ aus der Ursach/ daß sie ihrer Eltern Güter mögen erben/ und den Konig davon abhalten/ weil derselbe sonst / wenn der Vater stirbt/ und Kinder nachlässet/ Mutter und Kinder / samt der gantzen Verlassenschafft zu sich nimmet / und sie zu Sclaven machet / welches aber als-

alsdenn / wenn sie freyen / keine Noht hat. Ibid. pag. 649.

LXII.

Die wider Gifft und allerhand Kranckheit dienende Mexicanische Siegel-Erde.

IN Neu-Spanien/ oder in den Königreich Mexico, findet man ein Bergwerck von weisser und weicher Erden / welche in einem Safft eingetruncken/ ein bewehrtes Antidotum oder Gegengifft verschaffet: und hat die vorsichtige Natur diesem Lande insonderheit mit dieses Mittel günstig seyn wollen/ denn sonsten würden noch tausendmahl mehr Menschen von dem Biß der gifftigen Schlangen/ die sich sehr häuffig da finden lassen/ jährlich dahin sterben. Nieremberg. H. N. lib. 16. cap. 35.

LXIV.

Der lächerliche Vogel-Fang in Hispaniola.

EInes poßierlichen Vogel-Fangs / so bey den Völckern in der Jnsul Hispaniola üblich / gedenckt Petrus Martyr. Es gibt in jetzt-benannter Jnsul viele Pfützen und grosse Teiche / welche man kan durchwaten.

Auf selbigen Pfülen pflegen unglaublich viel Wasser-Vögel umher zu schweiffen / weil unten am Grunde viel Kraut wächst / und aus den feuchten Lettich kleine Fischlein / auch sonst tausenderley Gattung von Fröschen / Mücken / und dergleichen

Ungezieser / vermittelst der durchdringenden Sonnen-Hitze / werden erzeugt. Die Vögel aber / so dieselben Pfützen beschwimmen / sind mancherley: Als Endten / Gänse / Schwäne / Wasser-Hüner / Täucher u.a.m. Es wächst aber in den Garten des Orts an den Bäumen eine sehr grosse Kürbis-Frucht / von denselben Kürbissen wirfft man eine Anzahl in solches seichte Wasser; nachdem man sie vorhero wohl vermacht hat / daß kein Wasser hinein dringe / und zum sincken bewege.

Durch sothane in den Wasser-schwimmende Kürbissen / werden die Vögel in hinterlistiger Sicherheit gesetzt / da unterdessen der Vögelfänger sein Antlitz mit einer grossen Kürbissen verlarvet / und den Kopff allerdings / ohne die Augen / welche durch zwey gebohrte Löcher sehen / bedeckt / und also bis ins Wasser gehet; Angemerckt / selbige Leute von Kindheit auf der Flüsse gewohnet / und in Wasser zu wandern / nicht scheuen.

Alsdann lassen ihnen die Vögel einbilden / die Kürbiß / so des Vogelstellers Haupt verbirgt / sey eben wie die andere voll Sicherheit / und leer von Gefahr; dahero jener desto freyer sich zu ihnen nahet / und mit seinen Kopff den andern wallenden Kürbissen nachaffet. Wenn er nun an / oder vielmehr unter sie gelangt; streckt er leise die Hand aus / erwischt den unbehutsamen Vogel bey den Füssen / zeucht ihn unters Wasser in einen darzu bereiteten Sack. Die übrigen Vögel kehren sich nichts daran; als welche wähnen / ihr geflügelter Wasser-

Gefährt

Gefährt habe sich selbst untergetaucht/ und schwimmen unterm Wasser/ schwimmen derohalben in ihrer unbetrogenen Einfalt/ so lange fort/ und suchen ihre Nahrung/ bis sie durch gleiche List betrogen/ und des Stellers Nahrung werden. P. Martyr. Oceaneæ Decadis Tertiæ lib. 10.

LXV.

Der Guinesische Mohren abgöttische Religion und Sitten.

WJe die Mohren daselbst beten Ringe von Stroh an Gottes statt an; von welchen sie Gotteslästerlich reden/ und ihn nennen böß und schwartz/ und ein Ursach alles Elendes; sagen auch/ daß sie keineswegs ihm verbunden seyn/ wegen einiges Guten/ das sie geniessen/ sondern allein ihrer selbst-eigenen Klugheit. Sie thun in solche Ringe Weitzen/ Wasser/ Oel/ zur Speise für ihren Gott. Solche Ringe werden von vielen getragen/ als Præservation wider allerhand Gefährlichkeiten. Ihre Priester pflegen ihnen zu predigen an den Fest-Tagen/ und nach ihren Predigten die kleinen Kinder mit Wasser zu besprengen. Sie conferiren ihren Abgöttern den ersten Bissen und Trunck von ihrer Speise und Tranck. Es ist gäntzlich zu vermuhten/ daß der schwartze Gott/ von welchen sie lästerlich reden/ der Teufel sey/ welchen ihre lose Priester den unwissenden Volck zeigen in einer schwartzen und greulichen Gestalt: bisweilen eines schwartzen Hundes: Wenn sie sich mit Kalck bestreichen/

vermeynen sie ihren Gott einen sonderlichen Dienst daran zu thun. Wann derselbe auf sie erbittert ist/ pflegen sie den Priester mit Golde zu bestechen: dergleichen thun auch die Fischer / wenn sie kein gut Glück auf den Wasser haben. Der Priester gehet alsdann mit seinem Weibe in der Procession, schläget an seine Brust / und klitschet mit den Händen; Darnach hangen sie Zweige von Bäumen um ihre Hälse / und schlagen die Trommel; der Priester wirfft Korn ins Meer / um den zornigen Gott zu versöhnen.

Sie haben auch etliche Bäume/ die sie gar hoch halten/ und womit sie als Oraculen sich berahtschlagen / und mancherley thörichte Ceremonien dabey gebrauchen. Sie beten einen Vogel an / der Federn hat wie Sternen / und eine Stimme wie ein Stier. Der Thynnus oder Thonin, ist bey ihnen ein geheiligter Fisch / den man nicht anrühren darff. Desgleichen sind auch die Berge / welcher Spitzen (oder vielmehr die Priester/ so sich auf dieselben aufhalten) sie täglich mit Speise und Tranck versehen. Wenn jemand stirbet / machet der Priester Götter von Stroh / daß sie den Verstorbenen nach der andern Welt begleiten / auch werden mit denselben gesandt Wein und allerhand leckere Speisen/ dazu Dienst-Bohten samt seinem Weibe; wo es ein König ist/ werden viele Diener getödtet / um den König im andern Leben aufzuwarten / deren Haupt werden auf Pfähle rings um das Grab gestecket. Sie haltens für eine Sünde / auf die Erde speyen/ weil

weil sie dieselbe (nach Lindschottens Bericht / im ersten Theil seiner Schiff=Fahrten / unter den Erzehlungen von Guinea) anbeten / der Dienstag ist ihr Sabbaht. So brauchen sie auch die Beschneidung und viele andere Türckische Ceremonien. Alexander Roſs in seinem Gottesdienst der gantzen Welt / pag. 169. & seq.

LXVI.

Das prächtige Gast=Mahl.

DEr Sinesische Käyser Cheus hat einsmahls seiner Gemahlinn zu gefallen / eine Gasterey angestellet / so 120. Tage und Nächte (dann diese wurden nicht ausgeschlossen) in einem Stück gewähret / darinn er solchen Pracht und Uberfluß getrieben / daß seiner Gemahlinn Stoltz und Uppigkeit mehr gekostet / weder alle Güter des Reichs aufbringen. Neuhoff.

LXVII.

Das verführische Sinesische Thier *Fese*.

JN den Sinesischen Landen Gannan, findet man nach des gelehrten Pater Martini Martinii Bericht / ein schädliches Thier / mit Nahmen Fese, dasselbe ist bey nahe wie ein Mensch gestaltet / ausgenommen die Arme / welche länger als Menschlich: wie auch die Farbe des Leibes / welche schwartz und rauch. Sonst gibt es ein recht Menschen=Gelächter von sich / wiewol den Menschen nicht zur Ergetzlichkeit / sondern zum Verder=

derben; denn wenn der Mensch sich dadurch hinzu-reitzen und locken läst/ ergreifft/ zerreißt/ frißt und verschlingt es ihm. Er. Francisci Sitten-Spiegel/ lib. 3. cap. 14. p. 1073.

LXVIII.
Der nützliche Wunder-Baum.

IN Neu-Spanien gibt es eine besondere Art Bäume/ Magneij, sonsten aber insgemein der Wunder-Baum genannt. Die Indianer pflegen bey denselben ihre Wohnungen zu pflantzen/ um seiner grossen Nutzbarkeit halben/ denn derselbe gibt ihnen Wasser/ Wein/ Oel/ Honig/ Syrup/ Garn/ Nadel/ und sonst noch vielmehr andere Dinge. Die Blätter sind breit und dick/ vornen aber spitzig/ und dienen an statt der Nadeln. Aus diesen Blättern ziehen sie eine haarichte Substantz/ davon macht man Garn. Der Stamm wird/ weil er noch weich ist/ geöffnet/ daraus fliesset ein gut Theil Wasser/ das ist frisch und süß/ wird auch wie ander Wasser getruncken/ wanns gesotten wird/ ist es Wein/ wenn man es läst säuren/ so wirds Eßig/ kochet man es aber dick/ so wird es Honig; Und so es nur zur Helffte eingesotten wird/ so ist es Syrup/ welcher allerdings deme gleichet/ der aus Trauben gemachet wird; das Holtz dieses Baums/ weil es gantz leicht und Schwammicht/ dienet es das Feuer zu unterhalten/ kan auch statt der Lunten gebrauchet werden. Olf. Dappers America.

LXIX.
Das empfindliche Kraut.

JN den also genannten Philippinischen Insuln/ wächset eine Pflantze / welche die Spanier der Orten Herbam sententiam nennen; die Pflantze oder Kraut / wenn es auch nur mit der äussersten Spitze des Fingers berühret wird / entrüstet sich dergestalt / daß so gleich alle Blätter zusammen schrumpffen / und gleichsam in Ohnmacht sincken. Berührte man sie zum andernmahl / so fallen alle untere und obere Blätter ab/ und der Stengel / so betastet worden / berstet. Schneidet man ein Stück davon/ so wird der Ort/ da es abgeschnitten/ gantz schwartz/als wäre er verbrandt / hauchet man dieses Gewächs an / so schüttet sie zur Stund alle Blätter ab/ und der Stengel zerspringt / welches jedoch nicht geschiehet/ wenn sie mit einer Ruhte oder Stock geschlagen wird: ist also nur des Menschen Hand und dessen Athem ihr entgegen. Kircherus.

LXX.
Gewohnheiten der Siammer im Heyrahten.

DJe Siammer haben im Heyrahten mancherley Gewohnheiten; Die grossen Herren / Edlen und Reichen Eheliche Verlöbnisse/ werden entweder durch Bewilligung der Eltern oder der Freunde gestifftet/ bestättiget und vollenzogen; wiewol ohn einiges Kirchen-Gepränge / jedoch mit hochzeitlichen Freuden und allerhand Festivitäten. Der Ehe-

Mann aber hat Macht / zu jederzeit um gewisser Ursachen willen / Gut und Kinder mit seiner Frauen zu theilen / und sich darauf von ihr zu scheiden / auch zur andern Heyraht zu treten; darff sich auch nicht fürchten / daß ihm solches üble Nachrede oder Obrigkeitliche Straffe erwecke; Es sey denn / daß die Ursache der Scheidung zu Recht nicht bestehen kan.

Neben der Ehe-Frauen mag er so viele Kebs-Weiber und Concubinen halten / als zu Sättigung seiner Lust ihm vonnöhten scheinen. Sie müssen aber alle der rechten Ehe-Frauen zu Gebote stehen. Womit diese auch desto leichter zu frieden ist / weil sie weiß / daß ihre Kinder allein erben / und die / so von den Concubinen kommen / mit einem Geringen sich müssen abspeisen lassen. Aber der Pöbel führet eine andere Manier: Denn da kaufft der Bräutigam die Braut insgemein um ein gewisses; als viel nemlich die Freunde oder Eltern fodern / wenn solches erlegt / und die Braut von den Eltern ausgeantwortet worden / so ist das Eheliche Band zugezogen: und macht man sich darauf lustig. Aber zu aller Zeit / wenn der Mann und das Weib dessen beyde einig sind / stehet ihnen frey / nach Theilung der Güter und Kinder / die Eheliche Schnur wiederum zu zerreissen. Wiewol solcher Riß und Ehe-Trennung selten ohne wichtige Ursachen geschicht / und ihnen eine grosse Schande zuziehen würde / dafern nichts anders als Leichtsinnigkeit die Ursache solcher Scheidung wäre. Jodocus Schoutenius in Descript. Regni Siam.

LXXI.

LXXI.

Das faule Thier.

Dieses Africanische Thier (welches die Spanier spott-weise Perillo ligero, das leichte und schnell-lauffende Hündlein nennen) wird mit den Nahmen Ha, Haut oder Pigritiam wegen seines langsamen Ganges tituliret.

Dieses Thier / welches einer zimlich-grossen Katze an Länge gleicht/ und schier eben so dick / als lang ist / hat vier gar kleine Füsse / und vier Klauen daran/ wie ein Vogel: die dennoch den Leib zu tragen viel zu schwach sind / derohalben es wegen der schwachen Füsse / und Schwere des Leibes / den Bauch gleichsam kriechend auf der Erden fortschleppet/ wenn sichs von der Stelle bewegt; und also langsam einher gehet/ daß es in einem gantzen Tag kaum funffzig Schritte erreiche. Ja / etliche wollen / es komme wol in 15. Tagen keinen Steinwurff weit. So mag mans auch weder mit Beschreyen/ Dräuen oder Schlägen/ von solcher seiner natürlichen Langsamkeit ab / und zu geschwinderer Bewegung antreiben.

Sein Hals trägt es hoch und lang empor/ hat ein plattes und flaches Haupt / rundliches Angesicht/ den Nacht-Eulen nicht ungleich. Kleine runde Augen; Nasen/ wie ein Aff/ dazu einen kleinen Mund. Den Hals drehet es bald hie bald dort hin / von einer Seiten zur andern.

Seine meiste Lust ist / Bäume oder Pfähle anzuklettern / daher mans gemeiniglich auf den allerhöchsten Zweigen der Bäume gewahr wird: wie/

wiewol es zween Tage hinauf steigen / und zween wiederum herab zu kommen / bedarff.

Es hat keinen Schwantz / sein Haar ist weiß und grau gesprengt / und sagt man / daß es keinem Leid thue / könne auch nicht wohl beissen / seines kleinen Mündleins wegen.

Nichts destoweniger hat ihm die Natur zweyerley Rüstung mitgetheilet / so ihm wider andere Thiere / die seine Feinde / dienen. Denn erstlich hat es in seinen / wiewol geringen Füßlein / solche Krafft und Stärcke / daß es alle die Thier / so es angreifft / dermassen fest hält / daß sie sich seiner nicht erledigen oder loßmachen können / sondern Hungers sterben müssen. Die andere Rüstung hats in den Augen / welche so traurig und kläglich von Anblick / daß so wol Thier als Menschen / so bald sie deren ansichtig werden / zu tieffen Mitleiden und Barmhertzigkeit bewogen werden. Denn ausser dem / daß es rechte Thränen aus den Augen fliessen läßt / schaut es einem gar schmertz- und jämmerlich an / und überredet einen leichtlich / daß man eines so armen Thierleins schone / welches die Natur so elend und erbärmlich gemacht.

Dieses Thier gibt bey nächtlicher Zeit einen Musicalischen Laut von sich / indem es mit seiner Stimme die sechs Thöne: ut, re, mi, fa, sol, la, auf- und absteiget. Nicht zwar / als spreche er diese Sylben aus; sondern daß es seine Stimme also moderirt / als wenn einer die gedachte sechs Claves singete. Der Schall aber / oder Klang / den

den es giebet / ist nichts als ha, ha, ha, ha, ha, ha. Und zwar zum erstenmahl hell / und überlaut / allgemach aber immer sanffter und gelinder. Wie die Spanier zum erstenmahl seine Stimme gehört / haben sie anders nicht vermeynet / dann es wäre ein Mensch.

LXXII. Seltzame Gewohnheit / welche von den Mexicanern jährlich in acht genommen wird.

Sie nehmen einen Gefangenen / oder auch wol Leibeigenen / geben demselben in ihren Götzen-Tempel ein besonderes Gemach innen / und thun ihm alle erdenckliche Ehre an / bekleiden ihn mit den Habit ihres grossen Abgotts / versehen ihn mit allerhand niedlicher Speise / köstlichen Tranck und andern Delicatessen nach Wunsch und Verlangen / überdem dienen und ehren ihm auch die Vornehmsten fleißig auf / bey Tage gehet er frey hin und wieder / ohne daß ihm 12. Trabanten stets begleiten / welche seiner hüten / und so er ausreissen solte / sich für ihm darstellen müssen. Wenn er auf den Gassen gehet / fällt jedermann vor ihm nieder / beugen die Knye / und thun ihm göttliche Ehre an. Solche Ehre nun wiederfähret ihm ein gantzes Jahr / alsdenn hat diese Lust ein Ende / und dieser Elende wird zum Opffer dargegeben. Man macht ihn alsdenn mit einem Fuß an einen Felsen fest / und überreicht ihm ein Schild und Schwerd / damit

mag er wider die Opffer-Pfaffen / welche/ ihm zu erwürgen/ kommen/ sich schützen/ gelingt es ihm/ daß er jener Meister wird / und dieselben umbringet/ darff er nicht geschlachtet werden/ sondern hat die Ehre/ so lang er lebet/ daß er als ein Held gepriesen und geehret wird. Glückt es aber jenen / daß sie diesen fällen / wird ihm alsobald auf der Stelle die Haut abgestreifft / daß sie ihm über die Schultern herab hängt/ damit gehen alsdenn die Pfaffen von Haus zu Haus / und sammlen zum Opffer für ihren Abgott. Schr. Hist. Geogr. de America, p. 1009. c. 1. Hist. Ant. J. L. Gottfried. fol. 38.

LXXIII.

Das Hispaniolische Wurtzel-Brod.

IN Hispaniola findet man zwischen den Hügeln und Klippen der Provintz Yguey die Wurtzel Guayca, welche einer Zwiebel mehrentheils gleichet/ die auswendig herausbrechende Blätter fallen schmal/ glatt und zart.

Man bereitet aber auf diese Art das Brodt aus der Wurtzel: Nemlich/ man zerreibet sie an einen scharffen Stein / und machet aus den weissen Klumpen einen Ball oder Kugel/ welcher / wenn er an der Sonnen geleget worden / eine Kley-Farbe annimmt. Nachdem er etwan zween Tagen in der heissen Sonnen gelegen/ hebt er an von Würmen zu krümmeln und gantz lebendig zu werden/ wie ein angegangenes Fleisch. Er wird wunderlich schwartz-bleyfarbicht/ doch nicht gar schwartz.

Wenn

Wenn dieser Teich nun dergestalt voll Würmen kriechet / so werden Küchlein daraus formiret/ welche man in einen irrdenen Gefäß auf Kohlen setzet/ und an der Sonnen röstet.

Dis war vor Zeiten der Wilden dieses Orts ihr Brod/ wenn man dasselbe/ ehe es von den Würmen durchkrochen worden/ solte gegessen / würde es einem wie ein gifftiges Schirlang oder Cicuta das Hertz abgestossen haben. Nierembergius H. N. lib. 14. c. 101. pag. 330.

LXXIV.

Das Peruanische Angst-Gebürge.

EIn sonderlich-geartteter Berg ist in der Landschafft Peru zu finden/ unter der Nahmen Peruacca, wenn einer auf die höchste Spitze dieses Berges/ der doch vielmehr ein Gebürge ist / gelanget/ fället ihn alsobald eine solche plötzliche Todes-Angst an/ daß er sich nicht aufrecht halten kan / sondern alle Augenblick zur Erde fallen möchte. Die ein wenig aushalten können / und nicht augenblicklich fliehen/ müssen alles / was sie in den Magen haben/ hervor geben/ auch so gar bis aufs Blut. Sie dürffen dennoch nicht lange verziehen / wo sie nicht gar umfallen und todt bleiben wollen. Etlichen Spaniern ist die Lufft so übel bekommen/ daß sie hernach vor Schmertzen auf der Erden gescharret und gekratzet. Sonsten aber/ wo man sich nur nicht zu sehr in dieser Gegend des Gebürges verweilet/ (denn es ist nicht allenthalben so beschaffen/) bringt es einem

doch keine tödtliche Schwachheit / sondern reiniget allein den Magen durch Vomiren vom Schleim und bösen Feuchtigkeiten / und erweckt daneben wenig Schmertzen. à Costa lib. 3. H. N. nov. Orb. c. 9.

LXXV.
Der Synesische Donner-Gott.

UNter die grosse Menge der Synesischen Abgötter/ ehret dieses Volck auch einen Abgott / den sie Luykon nennen/ als einen Donner-Gott. Angemerckt/ solcher Nahme so viel bedeutet / als einen Regenten des Donners / derselbe wird mit einem Adlers-Kopff / imgleichen mit den Flügeln einem Adler gleich abgebildet/ massen auch seine Hände und Füsse wie die Klauen eines Adlers gestaltet sind. Sie præsentiren ihn im vollem Fluge/ wie er durch die Wolcken daher scheußt. Von diesem ihren Luykon geben sie für / er stehe/ wenn er donnern wolle/ zwischen vier Wolcken / mit einer Trommel auf einer jeden Wolcken / die er mit grossen Schlägen dermassen rühre/ daß daraus ein Donner-Knall entstehe. Wird jemand vom Donner getroffen/ sprechen sie Luykon sey auf denselben sehr zürnig gewesen/ und habe ihm mit dem Schlägel eins versetzt. Diesem nach fürchten sie sich über die massen sehr/ verkriechen sich/ wenn es wettert / unter Tisch und Bäncke/ und wird dieser Luykon eben darum von ihnen für einen Gott geehret / damit sie vom Donner nicht getroffen werden mögen. Aus der Wrichtischen Relation / so der zweyten Gesandsch.

Ost-

Ost-Ind. Comp. einverleibet ist am 37. Bl. Erasm. Francisci in seinen Erd-umgebenden Lufft-Creyß. pag. 1162.

LXXVI.
Der Japanische Donner-Gott.

NIcht allein die Syneser/ sondern auch die Japaner verehren den Donner göttlich / unter den Nahmen Topan, dessen Götzen-Bild auf einer in Gestalt der Wolcken gebildeten Höhe von Meßing vorgestellet wird / mit einem Sturm-Hut auf dem Haupt/ und einer grossen Keule / welche der in Lüfften fliegende Abgott zu bewegen scheint. Dieser Götze verursachet in ihrem heydnischen Wahn den Donner / und empfähet von die Hand eines Boneyers (oder Priesters) die Erstlinge des Fischfangs zum Opffer/ und wenn es donnert / umgibt selbiger Donner-Pfaffe sein Haupt mit solchen Baum-Blättern/ die kein Donner/ wie sie glauben/ verletzen kan. Mont. Gesandtschafft nach Japan. pag. 434.

LXXVII.
Die Braminen in der Insul Ceylon beten seltzame Sachen an.

DIe Braminen in der Insul Ceylon, beten dasselbe den gantzen Tag an/ was ihnen des Morgens/ wenn sie aus dem Hause gehen / am ersten begegnet/ es möge seyn ein Hund/ Katz/ Schwein oder was es wolle. Vogels Ost-Indis. Reise / pag. 700. Partheys 9. jährige Ost-Indis. Reise/ p. 125.

LXXVIII.

Der Farb-wandelnde *Chamæleon.*

AN den Chamæleon einem kleinen Thier / welches fast gestaltet / wie ein Frosch / ist viel zu mercken: Er läufft auf den Bäumen und Hecken viel geschwinder als auf der Erden. Er ist gar dumm und träg / hat einen Kopff wie ein Schwein / und auf den Rücken eine harte und stachlichte Haut / hat keine Miltz noch Wasser-Blase / weil er nicht trinckt / die Füsse sind seltzam und gleichen einigermassen den Affen-Füssen / doch also / daß an den beyden fordersten drey Finger ein und zween auswerts / im Gegentheil aber / an den beyden Hinterfüssen zween ein / und drey auswerts zu finden. Sein Gang ist überaus seltzam und nachdencklich / denn wenn er die beyden Füsse an der einen Seiten zu einander setzet / so setzet er an der andern Seite die Füsse weit von einander / dahero dieser Gang ohne Verwunderung und Lachen nicht kan angesehen werden; Auf den Bäumen kan er so schnell lauffen / als flöhe er. Die Augen sind mit keiner Haut bedeckt / wie bey andern Thieren / und wenn er mit dem einen nach Osten siehet / kan er mit den andern zugleich nach Westen sehen / wider die Gewohnheiten der Thieren. Bisweilen hält er das eine Auge still / und drehet das andere umher / welches gar seltzam ist / an statt der Zähne / hat er im Munde einen gantzen Knochen / der wie eine Säge gezacket ist / einen langen Schwantz trägt er / welcher am Ende gekrümmet / wie ein Löwen-

Schwantz.

Schwantz. Es soll dieses Thier von der Lufft leben / und nichts essen. Jmgleichen seine Farbe verändern / und die annehmen / welche ihm von aussen am nechsten ist / ausgenommen weiß und roht.

LXXIX.
Die Cinnamische rauhe Wald-Menschen.

ULysses Aldrovandus, ein bekandter Scribent schreibet in Histor. Monst. daß die Cinnamischen Völcker am gantzen Leibe auch von Haaren seyn / auch sehr lange Bärte haben / weswegen sie von ihren Nachbaren für Wald-Menschen gehalten werden. Diese Leute ziehen zu ihrer Vertheidigung eine grosse Menge Hunde / weil vom Junio an bis in den December eine gewaltige Anzahl Jndianischer Ochsen / sich nach dem Lande dieser Wald-Menschen ziehen / ob solches geschehe aus Furcht für andern wilden Thieren / oder aus Antrieb der Menschen / oder wegen Mangel der Weyde / solches ist noch zur Zeit verborgen. Damit nun solche Völcker / welche sich gegen solche Bestien zu schwach befinden / denselben widerstehen mögen / unterhalten sie stets viel Hunde / womit sie eine grosse Menge Jndianischer Ochsen fangen / und dieselbe theils frisch essen / theils mit Saltz auf die künfftige Zeit einmachen. Sie fahen auch sonst andere Thiere mit ihren Hunden / und kan man beym Schotto in Phisic. Curios. lib. 3. cap. 9. pag. 394. die Abbildung solcher Wald-Menschen sehen.

LXXX.

Begräbniß-Ceremonien bey einen Sclaven in Indien.

BEy der Begräbniß eines Sclaven / weiß die nachgebliebene Wittwe / welche von zweyen Mohrinnen geführet wird / sich sehr kläglich zu geberden / denn wenn die Träger / so aus etlichen commandirten Sclaven bestehen / die Leiche aufheben / und forttragen wollen / so hänget sie sich an den Sarg / wil selben nicht folgen lassen / macht ein jämmerliches Geheule / und rufft mit lauter Stimme den Verstorbenen in die Ohren / er solle wieder zu sie kommen / und sie nicht verlassen / allein der Verstorbene weiß von ihren Ruffen und Schreyen nichts / wird demnach von den Trägern aufgehoben / und fort nach den verfertigten Grabe gebracht. Die Wittwe folget mit grossem Angst-Geschrey nach / ergreifft öffters den Sarg / und stellet sich / als ob sie solchen den Trägern wolle wieder abnehmen / und zurück nach ihrem Logiament bringen / sie wird aber allezeit von denen der Leiche folgenden Sclaven und Sclavinnen zurück gezogen und ihr zugeredet.

Wenn sie nun mit der Leiche bey das Grab kommen / so setzt sie sich auf den Sarg / ja wenn er ins Grab eingesencket wird / springet sie nach / und kan sich stellen / als wenn sie sich lebendig wolte mit begraben lassen / sie reisset etliche Kleider / (so ein Zeichen grosser Traurer seyn soll) von sich / und wirfft sie ins Grab / bleibet auch so lange im Grabe liegen /

bis

bis sie von ihren Lands-Leuten heraus gezogen/ und von etlichen deren Mittel nach Hause begleitet wird. In währender Rückkehr nach ihren Logiament, thut und geberdet sie sich/ als wolle sie ohnmächtig niedersincken/ und könne nicht mehr gehen / dahero wird sie von ihren Begleitern / so zu sagen / nach Hause geschleppet. Es sind aber alle diese klägliche Geberdungen insgemein blosse Verstellungen/ denn man befindet/ daß die meisten den Verlust des Mannes gar bald vergessen / indem sie gemeiniglich den andern oder dritten Tag nach dem Begräbniß einen andern Bräutigam haben / mit welchen sie sich wol die erste Nacht fleischlich vermischen / und ihre Begierden gestillet. Vogels Ost-Indis. Reise/ pag. 351. 352. & 353. part. 2.

LXXXI.
Der Indianische Weiber-Brandt.

Es ist ein schändlicher Gebrauch in den meisten Indianischen Ländern schon vor langer Zeit eingerissen/ daß wo ein Mann von seinem getraueten Weibe stirbt/ so muß sich dieselbe gleich nach seinem Tode mit Feuer verbrennen/ wo sie solches nicht thut / wird sie als eine Hure mit den allergrösten Spott und Beschimpffung aus dem Lande gestossen/ ja/ sie schliessen hieraus/ daß eine solche Frau ihren Mann im Leben nicht treulich geliebet.

Mit der Verbrennung gehet es folgendermassen zu / alsbald der Mann gestorben / nähet man ihm in ein Baumwollenes Tuch / und thut

ihm zu oberſt auf den Hauſe auf 4. Pfähle. Inzwiſchen ſitzen etliche alte Weiber/ die ſich mit wenigen Gelde hierzu erkauffen laſſen / vor dem Hauſe/ heulen und ſchreyen 4. bis 5. Tage / bis ſich das Weib lebendig mit ihrem todten Mann verbrennen läſſet. Hierzu gräbet man an einem Fluß eine Grube/füllet ſelbige mit den beſten dürren Holtz halb an/ legt alsdenn darauf den Verſtorbenen recht in der Mitten/ und zündet es nachgehends an.

Wann nun das Feuer in ſeinen beſten Flammen/ ſo kommt das Weib mit einem ſchnellen Lauff/ und ſpringet mitten darein. Zuvor aber nimmt ſie von ihren nechſten Verwandten Abſchied / die ihr auch alle etwas mitgeben/ der eine gibt ihr Geld/ mit Vermelden/ wie ſie ſolches ſeinem Weibe mitbringen ; Eine andere reichet ihr Blumen / mit Bitte/ wie ſie ſolche dieſer und jener Befreundinn überliefern ſolle. Dieſes alles thut ſie mit groſſem Eifer zuſammen in einen Baumwollenen Vor-Schurtz / und bindet ihn um den Leib/ der Meynung / es in der andern Welt denen Leuten fleiſſigſt zu überbringen.

Damit man aber deren Geſchrey im Feuer nicht hören möge / als bedienet man ſich hierbey der Spiel-Leute / die auf ihren Inſtrumenten einen ſolchen Lermen machen (weil ſie von Kupffer und Metall ſeyn/ und deswegen einen lauten Thon von ſich geben) daß man das geringſte davon nicht vernehmen kan.

Auch werden etliche Männer darzu beſtellet/ die

die während der Verbrennung etliche Krüge mit Oel ins Feuer giessen müssen / damit es desto hefftiger brenne/ und das Weib desto eher sterben möge.

Wenn nun alles zu Pulver und Aschen verbrannt / wirfft man es erst mit der höchsten Trauer in dem nechst-gelegenen Fluß. Ch. Frikens Ost-Ind. Reise pag. 179. 180. An etlichen Orten werden andere Ceremonien gebrauchet / deren wir auch zu seiner Zeit gedencken werden.

LXXXII.

Der Paradieß-Vogel.

DEn Paradieß-Vogel siehet man häuffig in der Ternaten-Insul. Es hat dieser Vogel einen sehr scharffen Schnabel / sehr kleine kurtze Beine/ einen langen Schwantz von unterschiedlicher Farbe Feder/ wie ein etwas gekrümmeter Kupffer-Drat/ an welchen sie sich/ wenn sie ruhen wollen/ an einen Ast von Baum hangen / sie sitzen nie auf Erden. Daß man aber diese Vögel nicht lebendig sehen oder finden solte/ item/ daß sie von der Lufft leben/ nach der Sonnen Aufgang zu. Imgleichen / daß das Männlein auf seinen Rücken ein kleines Loch habe/ welches sehr dick mit Federn bewachsen / in welches das Weiblein ihre Eyer lege und ausbrüte / solches ist lauter Fabel-Werck und Gedichte. Vogels Ost-Indis. Reise pag. 664.

LXXXIII.

Der wachsende Gold-Baum.

IN der Gold-reichen Insul Hispaniola / findet man auf etlichen Bergen Bäume / welche leben-

bendige wachsende Gold-Adern haben / ja / dieses Gold ruhet nicht eher mit seinen Fortschiessen / es habe denn die äussersten Zacken der Aeste erreichet / daselbst dringet es / als wenn es sich am Glantze der Sonnen ergetzete / herfür / und formiret allerhand Baum-Früchte und Knospen. Pet. Martyr. de Reb. Ocean. Dec. 3. lib. 8.

LXXXIV.
Das bey der Nacht leuchtende Thier.

IN Ost-Indien gibt es ein Thier / welches einer Schnecken gantz ähnlich ist / und von den Einwohnern Acudia genennet wird / dieses Thier hat nicht weit von seinen Augen 2. Sterne / und unter denen Flügeln zween andere / welche eine Klarheit von sich leuchten lassen / daß man sie bey der Nacht an statt der Lichter gebrauchen kan / die Indianer haben vor der Zeit / und ehe die Castilianer in ihr Land gekommen / keine andere Lichter als diese Thier gebrauchet. Schatz-Kammer.

LXXXV.
Der Japanischen Pfaffen seltzames Krancken-Besuchen.

WEnn jemand unter den Japanern kranck ist / läst er einige Berg-Pfaffen zu sich ruffen / die 12. Stunden vor und zu dem Bette kommen / sich daselbst niedersetzen / und nichts anders thun / als Schwätzen / Lesen und Rasen / daß man kaum ein Wort davon verstehen noch mercken kan / denn sie gebrau-

brauchen sich in ihren Gottesdienst einer solchen Sprach/die man nicht verstehet. Carons Beschr. Japan. p. 23.

LXXXVI.
Die Saltz-Müntze.

JN dem Königreich Angote, welches dem Preto Johann unterworffen / gebrauchet man neben einer rauhen Eisen auch das Saltz an statt der Müntze/ und gelten in itzt-erwehntem Lande / sechs oder sieben Stücke Saltz/ so viel als eine Ballote / oder ein Stück der eisern Müntze für 10. 11. oder 12. solcher Balloten gibt man ein Qventlein Goldes.

Was aber das Saltz anbelanget/ gehet solches durch gantz Ethiopien / als die allergangbahreste Müntze und beste Waare/ davor man alle andere Dinge käufft / auch so gar bey den ungläubigen Mohren / und umher gräntzender Heidenschafft; von dannen es bis gegen Niedergang nach Manicogo geführet wird. Selbiges Saltz bricht man in den Bergen / und machet viereckichte Stücke daraus/ jedwedes einer Spannen lang/ 4. Finger breit und 3. Finger dick; die werden alsdenn mit Roß und Wagen verführet/ als kleines Holtz. An dem Ort/ da es gebrochen/ werden hundert/ bis hundert und zwantzig Stücke um ein Qventlein Goldes verkaufft. Je weiter es hernach von einem Marckt zum andern kommt/ je weniger Stücke nun gegen solches Qventlein gegeben werden/ also/ daß zu Hofe kaum 6. oder 7. Stück für ein Qventlein/ zu Winterszeit auch nur fünff gegeben werden.

Mit

Mit diesen Stein-Saltz treibet man grosse Kauffmannschafft. Im Königreich Damute bekommt oder kaufft man vor drey oder vier Stück Saltz einen Leib-eigenen Knecht. Ja / tieffer im Lande hinein/kaufft man um ein einiges Stück Saltz einen dergleichen Leib-eigenen/denn es wird an diesen Orten dem Golde gleich geschätzet. Fr. Alvarez in der Beschreibung des Mohren-Landes cap. 45.

LXXXVII.

Die Wunder-seltzame Baum-Reise.

Ein Spanischer Münch verirrete in einem gräulichem Gepüsche in America/ daß er nicht wüste/ wo er wäre / oder wohin er sich wenden solte/ kam auch endlich so tieff in den Wald hinein / daß er auf die Bäume klettern / und seinen Weg über Stock und Stauden befodern muste. Solchemnach kam er von solcher Zeit nicht mehr auf die Erde/ sondern kroch von einem Ast zu andern/ zumahlen dieselben so dicht in einander verwickelt / daß ein Mensch ohne Gefahr nicht zum Erdboden kommen konnte/ und marchirte also zwischen Himmel und Erden auf Händen und Füssen fort. Offtmahlen muste er sich auf die höchsten Gipffel der Bäume begeben/ damit er von der Sonne erwärmet würde/ welche nimmermehr durch dieses grosse Gepüsche zur Erden reichen können / oder auch / damit er um sich schauen/ und seinen Reise-Compaß darnach einrichten möchte. Solcher gestalt ist endlich dieser Wandersmann wieder aus der Wildniß und Gepüsch zu recht

recht und zu den Seinigen gelanget. Nachdem er in 15. Tagen und Nächten keinen Fuß auf die Erde gehabt / welches vielen unglaublich scheinet; Aber Acosta ist ein Mann / den wol zu trauen stehet / derselbe beschreibet diese Baum-Reise cap. 30. im vierten Buch umständlich / und aus ihn Happel. in seiner Relat. Curios. pag. 164. Tom. I.

LXXXVIII.

Der Eiserne Baum.

REcht wundersam ist ja wol der Baum / welcher in der Insul Java gefunden wird / dessen Marck gantz Eisern / und die Frucht so hart / daß sie von keinen Eisen kan verletzet werden. Ibid. pag. 53.

LXXXIX.

Das jämmerlich-schreyende Thier.

IN Indien ist ein Thier / welches eben noch so bekannt nicht ist / selbiges nennen die Einwohner Bitsche Vergunie, das beschämte Thier. Die Holländer aber nennen es den Negomischen Teufel / weil es sich offt bey der Vestung Negombo hören lässet. Es ist vierfüßig / einer Ellen hoch und drey Ellen lang / hat ein spitziges Maul mit sehr scharffen Zähnen / es ist mit dicken runden Schilpen auf den gantzen Leib geharnischt / kan sich / wenn es verfolget wird / wie eine Kugel zusammen und in einander wickeln. Es führet des Nachts eine klägliche und erschröckliche Stimme / daß offt die Schildwacht-stehende Soldaten für Furcht ihren Posten verlassen. Schweitzer Ost-Indis. Reise / pag. 60.

XC.

XC.

Die mit einem Creutz bezeichnete Krebse.

Kurtz zuvor/ ehe die Christliche Religion in China und Japan eingeführet worden / sind alle aus denen Flüssen und Bächen gefangene Krebse / mit einen vollkommenen Creutz bezeichnet / gefangen worden. Erasm. Francisci Ost-und West-Indis. Lust-Garten.

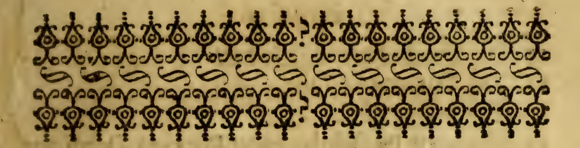
XCI.

Die Betrachtens-würdige Frucht eines Indianischen Baums.

In der Landschafft de las Chaicas, grünet ein hoher Baum von kleinen Blättern / dessen Frucht eine Hand groß / und von vielen andern Blättern gleich einen Buch eingezogen und verschlossen wird / wenn man solche eröffnet und ausblättert / findet sich in einem jeden Blatt ein schön und wohl-ausgebildetes Hertz / und in denselben das Zeichen des Creutzes klärlich ausgedruckt. Erasm. Francisci part. 2. seiner Schau-Bühne.

E N D E.





Register des Raritäten-Cabinets / Ost-West-Indianischer und ausländischer Sachen.

Erstes Hundert.

37. Der

Des

Raritäten-Cabinets

Anderes Hundert ſtellet vor:

E N D E.





